This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

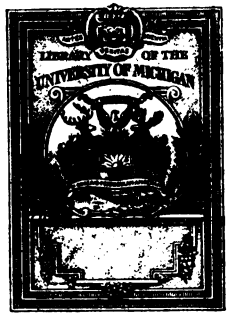
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 926,352

J. J. David

Die Hanna



PRESENTED BY
THE
GERMAN
DEPARTMENT

808
D25h

J. J. David

Die Hanna

Erzählungen aus Mähren

Verlegt bei Schuſter & Loeffler
Berlin und Leipzig 1904

Alle Rechte vorbehalten

Hermann Nothnagel

in Dank und Verehrung

251625

Inhalt

	Seite
Cyrill Wallenta	9
Ruzena Capek	83
Die Hanna	159

Cyrill Wallenta

„Alſo, du willſt mir wirklich nichts mehr einſchenken, Moſes?“

„Bei Gott und keinen Tropfen nicht mehr.“

„Ich zahl' aber für alle!“

„Und wer zahlt für dich, mein Söhnchen?“

Der Burſche ſah den Schenkwirt mit allerſchlauſten Zwinkeraugen an. „Du heißt mich dein Söhnchen. Alſo: du wirſt doch keine Angſt haben und mich kränken, Moſes? Wegen ſo paar lumpige Groſchen! Du weißt doch, ich hab' immer wieder gezahlt. Und du biſt kein ſolcher Wucherer wie der Naz. Du haſt doch ein Gefühl in dir und wirſt einen Chriſtenmenſchen nicht verdurſten laſſen.“

„Ja, immer wieder haſt du gezahlt, und einmal wirſt du vergeſſen.“

„Wenn ſchon? Wirſt alsdann genug an mir verdient haben, daß du's mit der ſchwarzen Kreide kannſt in den Rauchfang ſchreiben. Und diesmal zahl' ich ſicherlich .Ich krieg' bald viel Geld. Du

weißt, ich halt' immer mein Wort." Er sah den Wirt fast drohend an.

Moses schwankte. Dan gab er sich einen Ruck. „Es ist genug für einen Tag, und ich will sperren."

„Die aber dürfen weiter saufen? Die haben jeder sein Glas voll."

„Die trinken an einem Abend, was du in einer Stunde. Hättest du halt auch gespart!"

„Hast recht, mein Wohltäter. Aber warum tun sie das? Weil sie ein Volk sind, alt, und sie gönnen nicht einmal sich was und einem andern schon gar nicht. Wir aber sind jung, und wir meinen's uns gut und dir erst recht gut. Verdienen sollst du, Bruderherz, und reich werden."

„Ist schon gut. Das muß aber nicht auf einmal sein. Und für heute ist es demnach genug."

„Also kein Glas Schnaps mehr? Damit man sich nicht erkältet auf der Straße?"

„Kein Glas Schnaps."

„Nicht einmal ein Gläschen? Oder wenigstens ein Bier, damit man es nicht so leer hat in sich? Zapletal! Zeig' du, wer du bist, und daß es noch Leute im Dorf gibt, die ein Geld haben."

Zapletal, der am Bauerntisch saß, zuckte zu-

ſammen und ſchielte höhniſch nach dem Burſchen, entgegnete aber kein Wort. Der Wirt drängte. „Nichts, gar nichts kriegſt.“

„So ſchenk' mir wenigſtens eine Zigarre auf den Weg. Eine, wie du ſie rauchſt.“

„Heut iſt Freitagabend und da rauch' ich nicht.“

„Was geht mich dein Sabbat an? Eine Zigarre will ich haben, die nicht auf die Rechnung kommt. Wirſt mich nicht anders los, Moſes!“

Moſes mußte lachen. „Da haſt, Bettler.“

Der Burſche ſteckte ſie ſehr umſtändlich an. Alsdann legte er eine Hand ſchwer auf die Schulter des andern und ſog mit Macht an ſeiner Zigarre. „Nichts Gutes gönnſt du mir. Keine Luft hat ſie, mein Väterchen. Aber ich will ſchon fertig werden mit euch. Ich hab' eine geſunde Lunge, und ich halt' ſchon was aus. Und keinen Bettler ſchimpfen mußt du mich nicht. Und nun — gute Nacht, meine Gönner!“ Und er verbeugte ſich ſehr höflich vor jedem einzelnen. Ganz ſtramm, in etwas ſteifer, militäriſcher Haltung, die Urlaubermütze ſchief geſetzt, verließ er die Stube an der Spitze ſeiner getreuen und anhänglichen Kumpane. Dann hörte man ſeine Stimme ein Schelmenlied durch die ſtillen Gaſſen jauchzen und eine Erörterung mit dem Nachtwächter, ſehr

umſtändlich und nur zu dem Zweck ſehr laut geführt, damit das ganze Dorf rebelliſch werde. Denn alle Wachthunde fühlten ſich beunruhigt und alſo veranlaßt, Stellung in der Streitfrage zu nehmen. Sowie es völlig ruhig geworden war, zahlten die andern und gingen heimwärts, wie es bedachten und beſonnenen Bauern und Häuslern ziemt, denen es nicht taugt, ſich anſtänkern zu laſſen. Zwei nahmen Zapletal unter die Arme und führten ihn. Denn er hatte es arg mit den Beinen.

Die Stube war erfüllt von dickem Rauch nach ſchlechtem Tabak und Branntweingeruch. „So ein Bauer! Ehe er nicht erſtickt, glaubt er nicht, daß ihm wohl iſt, der Bauer!“ So brummte der Wirt, ſtieß ein Fenſter auf und ließ die kühle Abendluft ein. Die Petroleumlampe ſchwankte im Wehen; ſie qualmte hoch auf, und ihr ſtickiger und brenzelnder Mißduft erfüllte das Zimmer. Eine tſchechiſche Magd, die kein deutſches Wort in ihren dicken Kopf bringen konnte, wuſch die Gläſer und Gläschen und fegte notdürftig am Boden. Die Wirtin ordnete die Geldſorten, hüſtelte und ſeufzte manchmal tief und aſthmatiſch. „Ich ſpür' meine Beine gar nicht mehr unter mir. Und immer ſchwerer wird es, das blutige Leben zu verdienen.“

Er ſah ihr zu. „Haſt recht, Sali, mein Kind! Immer ſchwerer wird's. Ein ander Geſchäft, wenn man ſich nur wüßt, gleich möcht ich's anfangen. Alles läßt aufſchreiben. Mahnt man oder klagt man, ſo wiſſen ſie nicht, was ſie einem antun ſollen. Und wenn man die Pacht nicht auf die Stunde niederlegt, gleich droht einem der Graf, er wird uns rausſchmeißen. Was ſeine Prozeſſe freſſen, das möcht' er an uns herausſchinden."

Die Wirtin zählte die Striche am grünen Wandſchränkchen: „Cyrill Wallenta iſt ſieben Gulden fünfunddreißig Kreuzer ſchuldig."

„Iſt viel Geld. Man wird ihm aber doch weiter borgen müſſen."

„Er iſt aber nicht gut für ſo viele ſchlechte Groſchen!"

Moſes ſtrich ſich liebkoſend über das dem Sabbat zu Ehren glattraſierte Geſicht: „Ja. Aber einen großen Anhang hat er, und er geht mir ſonſt mit ſeinen Kameraden zum Naz. Getanzt wird doch nicht bei uns, muß man doch gut aufpaſſen auf ſein bißl Kundſchaft. Und wenn er ein Geld hat, ſo zahlt er doch immer."

„Woher nimmt er aber ein Geld? Er arbeitet doch nichts. Was willſt du ihm nehmen, wenn er einmal nicht wird zahlen wollen? Er geht

nicht in die Zuckerfabrik. Er heiratet nicht und wär' schon lang in den Jahren dafür."

„Weil er nicht heiratet? Weiß ich, warum er so tut, und woher er's nimmt? Geht's mich was an? Von mir, wenn er mir was fürs Gericht macht, läßt er sich's doch niemals zahlen."

„Er ist ein Lump."

„Ein Lump? Aber wollte Gott, der Allgütige, unser Jüngel, der Moritz, hätte seinen Kopf auf sich. So ein Kopf!" Der Wirt geriet in ein andächtiges Neigen des Hauptes, das gar kein Ende nehmen wollte.

„Was willst du schon wieder von unserm Jüngel?"

„Will ich was von ihm? Er ist gottlob ein braves und ein frommes Jüngel. Aber dem Wallenta sein Kopf! So ein Kopf!"

„Er ist aber doch ein Lump!"

„Ein Lump? Ich weiß nicht. Aber," und ein breites Schmunzeln ging über das ganze Gesicht des Wirts, „ein ganz ein niederträchtiger Kerl ist er."

* * *

Also: Cyrill Wallenta war ein ganz ein niederträchtiger Kerl.

So hieß ihn Moses Lichtenstern, und das ge-

ſamte Dorf war ſeiner Meinung. Man möcht's aber gar nicht glauben, wie verſchiedenen Sinn die gleiche Benennung gewinnen kann. Bei vielen färbte ſie der Haß. Bei andern die Bewunderung, ja die unbedingteſte Zärtlichkeit. Immer aber klang ein großer Reſpekt vor dem ganzen Menſchen mit.

Am 5. Juli 1861 waren der ſehr armen Kleinhäuslerin Wallenta Zwillinge beſchert worden. Die Patenſchaft übernahm der reichſte Bauer auf viele Meilen in der Runde, Cajetan Zapletal. Angeſichts der beſonderen Verdienſtlichkeit dieſes guten Werks und der ausnehmenden Heiligkeit des Tags. Natürlich empfingen die Knäblein in der Taufe die Namen nach den geſegneten Landesapoſteln.

Das eine ſtarb früh. Und Cyrill Wallenta meinte ſpäter, es ſei ein wahres Glück geweſen. Denn ſonſt hätte am Ende er etwas „Methodiſches" an ſich. Und das hätte ihm durchaus nicht gepaßt.

Er aber wuchs auf. Kräftig, aber meiſterlos. Ein großer Raufer, in der Schule der Beſte. Erſtaunlich geſchickt und würdig beim Miniſtrieren, das ihm manchen guten Groſchen trug. Es ging ihm nichts ab. Er war wenig daheim. Er hielt ſich zu ſeinem Paten oder trieb ſich in der Dechan-

tei um. Man hätte ihn gern zum Studium getan, und der ſehr reiche Pfarrherr wollte ſich ſeiner annehmen, wenn er geiſtlich würde. Davon wollte der Bube durchaus nichts wiſſen, trotz allen Lamentos der Mutter, welch ein Glück er ſich und ihr für ihre mühſeligen alten Tage damit verſcherze. Mit Gewalt aber war bei ihrem Cyrill nicht das mindeſte auszurichten. Es gibt keinen ſo dicken Schädel mehr auf der Welt.

Er machte ſich gern nützlich, ohne ſich darum ſeiner Unabhängigkeit zu begeben. Befehlen ließ er ſich einmal nichts. Was nicht beim Zapletal vorſprach, das erſchien beim hochwürdigen Herrn. Und ſo kannte der Bube früh das ganze Dorf mit allen ſeinen Bedürfniſſen. Er war geſprächig und munter und dabei dennoch von einer erſtaunlichen Verſchwiegenheit. So wurde er viel zu Gängen und geheimen Aufträgen verwendet; denn ſein Pate hatte weitgeſpannte Geſchäfte, in die nicht jeder blicken durfte. Die alte Wallenta ſtarb vor Neugierde. Immer roch ſie den Braten, und niemals bekam ſie einen Biſſen zu ſchmecken. Denn aus Cyrill war kein Wort herauszubringen. Wollte ſie ihn ausforſchen, dann ſah er ſie ſcheel und ſpöttiſch an und pfiff ſich eins.

Und wie der Bube nur pfiff! Das war ein

Wunder. Die verwickelteſte Weiſe, die er nur einmal gehört, ſaß feſt in ihm. Auf ſeinen einſamen Gängen pfiff er ſich immer etwas vor und ſprach vielleicht ſo aus, was ihn innerlich beſchäftigte. Denn ohne Ungeſelligkeit, war er gern für ſich. Später kaufte er ſich für ſein erſpartes Geld eine Ziehharmonika. Die hatte er bald weg, daß der blinde Jindrak ein Stümper neben ihm war. Und der lebte doch davon! Wenn Cyrill an einem linden Sommerabend vor der Chaluppe ſeiner Mutter ſaß und ſich mit ſeinem Blaſebalg vergnügte, ſo verweilten ſich die ſpazierenden Liebespärchen vor ihm, ſtanden umher und horchten. Die Geige aber mocht er nicht lernen, obwohl ihn der Herr Lehrer, der für einen feinen Künſtler galt, umſonſt darin unterweiſen wollte. Er las kein Buch. Alles flog ihm ſo zu, und ihm blieb unverloren, was er jemals hörte. Zu Schreibereien ließ er ſich willig verwenden und ſchlug manchmal Änderungen vor, die einen ganz guten Sinn hatten. Und ſo vergingen die Jahre. Schon regte ſich mit der Anerkennung ſeiner Gaben das Bedauern, daß er ſo gar keinen rechten Gebrauch davon machen wollte.

Dann war er zum Militär genommen worden. Seine Ziehharmonika ging mit, und er ſpielte beim Abſchied den andern auf dem trau-

rigen Marſch zur Stadt darauf vor, daß ſie übermütig wie richtige Rekruten in ihr aufzogen.

Die andern ſeines Jahrgangs waren verabſchiedet worden. Wallenta hatte es damals ſchon, nach drei Jahren, zum Feldwebel gebracht, und man erzählte Wunder, in welcher Gunſt er bei den Herren Offizieren ſtünde. So war er auch in der Ferne eine wichtige Perſon und Gegenſtand mancher mütterlichen Sorge. Er kam nicht einmal auf Urlaub heim. Ohne Unterbrechung diente er weiter. Volle zehn Jahre blieb er in der Fremde. Seine Mutter war darüber geſtorben, und wenn nicht immer neue zu ſeinem Regiment eingerückt wären, die Kunde von ihm brachten, ſo wär' er für das Dorf völlig verſchollen. Denn zu einem Brief ſchwang er ſich nicht auf. An wen denn?

Endlich kam er heim, den Anſpruch auf eine Verſorgung im Staatsdienſt in der Taſche. Er richtete ſich in der Hütte ſeiner Mutter ein. Was er da wolle? Ja, ſich ausruhen nach der vielen Schinderei bei den Soldaten. Das ſei keine Kleinigkeit mit all dem dummen Volk. Ob er hier zu bleiben gedenke? Kaum. Oder doch eine Zeit. Je nachdem es ihm gefallen werde.

Er hatte ſich in alle den Jahren wenig verändert. Er ſah ſehr jung aus. Denn er hatte

strohblondes, zerzauſtes Haar, wie einer, der einmal da und wieder dort ſchläft, auch ganze Nächte durchlumpt, ſich am Mühlbach wäſcht und mit den Fingern kämmt. Er hatte etwas Zierliches von Geſtalt, und man ſah ihm ſeine ungemeine Kraft nicht an. Darum machte es ihm Spaß, einen Raufbold erſt mit Schüchternheit zu ermutigen, ehe er ihn plötzlich anfiel und niederwarf. Er hatte ein breites, fahles, bartloſes Geſicht. Die Augen aber ſtaken voll Spitzbüberei, und welches Mädel er damit anſah, das mußte rot werden.

Dazu kam, daß er unter den Burſchen, die doch meiſt unter ihm gedient, einen großen Anhang hatte. Sie zogen mit ihm um. Er ließ ſich jeden gefallen und wußte von ihnen alles, ohne ſich einem zu offenbaren. Nachdem er ſeine Hütte verkauft, richtete er ſich nirgends mehr ein, ſondern zigeunerte nur ſo wie ein richtiger Zigeuner. Und zu allerhand Niederträchtigkeiten lernte er ſein Gefolge an.

Um keine Arbeit kümmerte er ſich. Zum ſtetigen Bauernweſen taugte er nicht. Fürs Tagewerken war er ſich zu gut. Er ging viel in die Stadt und zu Gericht, angeblich in ſeinen eigenen Sachen.

In der Umgebung aber ſpotteten ſie. Ganz

Zahlenowitz habe der Zapletal aufgefressen. So hätten sie nur noch einen einzigen Bauern darin. Und das Dorf sei so arm, daß sie jetzt mit einem einzigen Hahn genug hätten: mit Cyrill Wallenta.

* * *

Einige Zeit nach seiner Heimkehr hatten die Beziehungen des Feldwebels zu Cajetan Zapletal wieder begonnen. Es hatte sich inzwischen der Großbauer zum andernmal verheiratet. Seine erste Frau hatte er rein des Geldes willen genommen, und die Kinder waren ihnen weggestorben. Nun bei Jahren und kränkelnd, freite er ganz nach seiner Wahl.

Er war allerdings wohl zu alt für sein neues Weib. Wenn man schon aber viele und beständige Schmerzen hat, so liebt man doppelt ein hübsches und freundliches Gesicht, bei dessen Anblick man ihrer vergißt. Die Beine wollten nicht mehr mit. Sie machten ihm ein schweres Kreuz, und die Doktoren schmierten so an ihm herum. Er mußte auch viele Tage zu Bett liegen, aber sein Geist blieb frisch, und seine Geschäfte trieb er, wie der Jüngste.

Er hatte etwas gehabt und einiges erheiratet. Und das war unter seiner Hand gewachsen durch

Viehhandel und durch glückliche Spekulationen. Da hatten die Bauern auf sein Betreiben eine große Mälzerei gegründet, wie sie anderwärts bestanden und guten Ertrag gaben. Wozu erst die Gerste verkaufen und den Deutschen den schönen Nutzen gönnen, den sie aus dem Malz zogen? Wurde nicht jeder reich, der am Handel damit beteiligt war? „Wie Brüder wollen wir miteinander sein, wie Brüder!" Als aber die ersten Jahre nicht gleich den großen Gewinn brachten, den man sich erhofft, als man gar Nachzahlungen forderte und wirklich eintrieb, da erschraken die kleinen Leute und warfen ihre Anteile hin. Zapletal aber bückte sich um jeden einzelnen und las ihn auf. Seit damals habe er Kreuzschmerzen, spotteten die Leute. Und über Nacht war er der alleinige Herr des Unternehmens, das nun durch seine Klugheit mächtig gedieh.

Er lebte aber immer ganz wie ein Bauer. Er trug die roten Lederhosen und den runden Hut. Das erweckt Vertrauen, und man offenbart sich lieber einem seinesgleichen, als einem Fremden. Auch war er durchaus kein Wucherer. Aber er lieh eigentlich erst dann, wenn der Schuldner schon verloren war. Er tat den letzten Hieb, der den wurzelschwachen Baum umwarf. Er hatte seinen Vertrauten beim Grundbuch und knickerte nicht.

Er wußte von jedem, wie er ſtand und wie viel ſein Beſitz unter jeder möglichen Bedingung wert ſei — wie viel im ganzen und wie viel, wenn man ihn zerſchlug. Und ſo hatte ihm keine Mißernte etwas an. Im Gegenteil: ein ſchlechtes Jahr trieb ihm manchen ins Garn, auf den er anders noch lang hätte lauern können. Der brauchte Saatgut — der Zapletal bezog es in der beſten Güte und lieh ohne Zinſen und gegen einen ganz beſcheidenen Anteil an der Ernte. Der mußte ſeinen Viehſtand verkleinern und wollte nicht verkaufen, wo eine Kuh nicht beſſer bezahlt wurde als ſonſt ein Kalb. Der Zapletal half. Gehörten ihm aber auch nur die Hörner eines Ochſen, ſo war bald das ganze Tier ſein.

Er war ein ausgezeichneter Rechner. Und er hatte ein unerhörtes Gedächtnis. Ohne eigentliche Aufzeichnungen kannte er ſich in allen ſeinen ſehr verwickelten Unternehmungen aus. Und gar nicht ſtolz wurde er. „Was bin ich denn anders, wie ein Bauer. Nur mehr Sorgen hab' ich." Man kam zu ihm um Rat, und er gab ihn gern und weitſchweifig, wie man ihn eben hören will. „Siehſt du, Bauer! So mußt du dieſes machen!" Wenn das alsdann dem andern doch zu Schaden geriet, ſo war Zapletal höchſt erſtaunt und be-

kümmert, obwohl es durchaus nicht seine Schuld war.

Jeden Sonntag, wenn es ihm möglich war, ging er zur Kirche. Und wenn der Klingelbeutel umging, so kam ein großer Augenblick. Denn der Zapletal tat etwas, was sonst nur noch der Graf tat: er warf immer einen blanken Silbergulden hinein. Die ganze Gemeinde wartete förmlich auf diesen Moment, schielte nach dem Gulden, reckte die Hälse, ob es richtig wieder auf Zapletals Platz feierlich und hell vorleuchte. Das machte doch im Jahr, wenn man alle Feiertage dazuzählte, nahe an hundert Gulden! Alle waren sie stolz auf diesen Reichen. Er aber tat keineswegs aus Protzerei so. Er fühlte sich nur in seinem Gewissen verpflichtet, seinem Gott, der ihn so reichlich gesegnet, auch wieder das Seinige zukommen zu lassen.

Er fuhr oftmals zur Stadt. Aber nur, wenn er sich mit der Familie da sehen ließ, durfte die noble Britschka mit Federn angespannt werden. Auch eigentlich nur, weil Annetschka den Korbwagen gar nicht sehen mochte, so bunt er gemalt war. Sie war eben was Feineres, das Kind. Und man wollte doch auch höher mit ihr hinaus. So was merkt ein Fratz gar bald. Und wenn sie zwischen den Eltern saß, dem hageren, er-

regten und immer von Plänen übersprudelnden Vater, dem sie so spät geschenkt worden war, so spät, daß es wie eine Überraschung und ein Wunder gewesen, und der schönen, ernsthaften Mutter, die breit wie eine rechte Bäuerin ihren Platz füllte, und ihr blondes Haar flog, und sie klatschte in die Händchen und nahm gar für ein kurzes und völlig ebenes Stückchen das Leitseil und guckte sich selig nach den beiden um, so fühlte Cajetan Zapletal sein ganzes Glück.

Eins fehlte dazu. Eins strebte er mit der Zähigkeit eines Bauern und der Erbarmungslosigkeit eines Menschen an, der da weiß, daß man mit Ruhe und Bedacht manches erreichen kann, das Hastigeren unzugänglich bleibt. Auch das anscheinend Unmögliche. Es war eine Phantasterei. Und niemand wußte darum, nur Annetschka, die sie nicht verstand, und Wallenta, der ihn begriff.

Er haßte den Gutsherrn. Ohne eigentlichen Grund, denn der Graf war gutmütig und ahnte in seinem uradligen Selbstgefühl sicherlich nichts von diesem Groll, der da gegen ihn minierte. Er hatte dem Bauer wahrhaftig nichts zuleide getan. Aber Zapletal hatte unablässig das Schloß vor Augen mit seiner breiten Front, mit seinem Uhrtürmchen, das gleich erzählte, der darin wohne,

sei mehr als andere Menschen und bestimme ihnen die Zeit. Sein Haus stieß daran. Er sah die feisten Lakaien, die in der Sonne sich räkelten, und dann, wenn sie vom Nichtstun zu müde waren, beim Moses Lichtenstern im Herrenstübchen Rotwein tranken, Karten spielten und sich als Herren ansprechen ließen, die den Mädchen nachstiegen und vor Übermut gar nicht mehr wußten, was erst mit sich beginnen.

Und er wußte, wie wenig echt all dieser Glanz sei. Vom Grundbuch her, natürlich. Jedes Jahr kam der Graf tiefer in Schulden, und man munkelte, er werde bald keine Mittel mehr haben, sich zu retten, wenn nicht eine reiche Heirat. Aber auch damit spießte es sich nach allen Berichten. Auch dafür war er wohl zu dumm und überhaupt zu sehr gar nichts, dachte Zapletal. Denn, wie ihn seine Leute bestahlen, vorauf der Erzdieb, der Verwalter, das hätte doch jeder sehen müssen, wenn er nicht ein gottgeschlagener Narr war.

Und es träumte Zapletal von der Zeit, in der die Grafenwirtschaft da oben ein Ende nehmen würde. Er ging gern in den Schloßpark und schätzte die alten Stämme, die da so machtvoll gediehen waren, sah seine Kühe auf den prächtigen, sanften Wiesen weidend und die Fluren umbrochen und unter dem Pflug. Einmal mußte

das Ganze auf die Trommel kommen. Was er dazu tun konnte, dieſen Zeitpunkt zu beſchleunigen, das geſchah. War der Augenblick aber endlich einmal erſchienen, dann wollte er am Platz ſein, und nichts ſollte man ihm nehmen, wonach es ihn ſo ſehr gelüſtete. Und Abend für Abend, ehe ſie einſchlummerte, fühlte Annetſchka die harten, grauen Augen des Vaters auf ſich ruhen, und ſeine heiſere Stimme raunte ihr ins Ohr: „Haſt du gebetet? Einmal wirſt du im Schloß und auf Seiden ſchlafen, Annetſchka, mein Herzerl.“

* * *

Alſo: es war bald nach der Rückkehr des Wallenta geweſen. Und zuerſt hatten die beiden einander nur ſo im Wirtshaus getroffen. Dann horchte der Bauer mit halbem Ohr dem lauten Weſen, das ſich am Tiſch des Feldwebels auftat, und ſeinen Erzählungen von Bosnien und den wilden Bosniaken. „Ein Schwätzer iſt er geworden bei den Soldaten, wie alle,“ dachte er mißbilligend. „Weibergeſchichten hat er im Kopf und ſonſt nichts.“

Dann waren ſie einmal auf dem Kirchgang ins Reden gekommen. Denn der Wallenta glaubte nichts auf der Welt, nur daß Jugend-

erinnerungen und Langeweile ihn immer wieder ins Gotteshaus zwangen. „Er iſt ſehr klug, aber ein Narr iſt er in ſeiner Eitelkeit," erzählte der Bauer zu Mittag ſeinem Weib. „Die ganze Welt könnt' er in Sack ſtecken, ſo geſcheit iſt er. Und nichts hat er und wird nichts haben im Leben."

„Was geht mich dein Wallenta an?"

„Kannſt du noch nicht wiſſen, Madlenka! Ich wollt', er wär' mein, wirklich mein." Und er ſchnalzte mit der Zunge, wie wenn man ein Pferd antreibt.

„So kauf' dir den Lumpen, Cajetan!"

Zapletal lachte heiſer. „Kaufen? Gleich kaufen? Du, der wäre nicht billig. Ja, du biſt halt die reiche Bäuerin. Umſonſt möcht' ich ihn kriegen, Madlenka, umſonſt. Denn er iſt zu brauchen, ſag' ich dir. Zu tauſend guten Dingen zu gebrauchen."

„Geſchenkt iſt am teuerſten gekauft," entgegnete die Bäuerin und deckte ab. Denn beim Eſſen duldete ihr Mann keine Magd. Da ſprach er ſich gern ohne jeden Rückhalt aus. Und jeder Zeuge war da ſehr ungelegen.

Er hatte gerade damals mit der Geſundheit beſſere Zeiten. Und der Wallenta und ſein Trei-

ben waren das Gespräch des Dorfes. Denn einmal lebte er über die Maßen flott. Da hatte er einem Bauern den Buben vom Militär losgeschraubt. Aus Respekt vor Seiner Majestät Dienst, spottete er selbst. Denn er habe nicht gewollt, daß dieser Schafskopf, der das Gewehr sicherlich niemals anders fassen werde, wie eine Mistgabel, die Uniform verschandelte, die er selbst so lange getragen. Der andere gewann einen Steuerprozeß, mit dem sich, wie er schwor, die ersten Advokaten der Welt umsonst geplagt. Dies alles vernahm der Zapletal, und es weckte mancherlei Gedanken und Wünsche in ihm.

Wallenta aber tat ihm keinen Schritt entgegen. Auch das wurmte den Großbauer, daß dieser Habenichts in seinem Winkel blieb und sich nicht nach ihm umsah, dem sie sonst sämtlich nachkrochen. Beim Lichtenstern hielt der Lump förmlich Hof. Da hatte er seine Beratungen mit seiner Kundschaft und nahm, was man ihm gab, und wenn es nur seine Zeche war oder einige Groschen darüber. Auch damit ärgerte sich Zapletal.

Ein großer Mann vergibt sich nie was gegenüber einem kleinen, redete sich der Zapletal vor. Und an seine Christenpflicht gegenüber seinem Patenkind, das da für zeitlich und ewig die übel-

sten Wege ging, erinnerte er sich. Und so lud er endlich einmal den Wallenta zu sich.

Wallenta sah ihn scheel an: „Brauchst mich wieder einmal, Zapletal?"

„Und wenn ich dich schon brauchen tät? Was ein anderer zahlt, das verdienst bei mir auch."

„Kannst aber niemals wissen, was ich just von dir begehren werde. Weiß ich selbst nicht vorher."

Zapletal schlug ihm höchst freundschaftlich auf die Schulter. „Was einer kann, kann in dem Ort der Zapletal auch. Und er ist kein Schmutzian, das wirst wissen."

„Ja — woher denn?"

„Nein — was du für ein spaßiger Kerl bist, Wallenta! Komm nur. Meine Frau wird lachen über dich, und die Annetschka. Und du kannst dir nicht denken, wie hübsch sie dann beide sind."

„Ich mach' niemand einen Wurstel, außer wenn ich will."

„Na, vielleicht wirst's gerad' bei deiner Gevatterin wollen. Und dann: es geht doch auch um Ernstes."

„Kann ich mir denken. Aber ich bin nicht schlimmer, wie der Schinder. Ich zieh' niemand das Fell über die Ohren, wenn er noch lebt.

Und ich tu kein gut in einem Haus, ſag' ich dir. Laß mich, wo ich bin."

„Mucken hat er in ſich, wie ein ſtörriſcher Gaul," ſcherzte Zapletal. „Aber, man wird ſie ihm ſchon austreiben. Alſo: du kommſt, Cyrillku?"

„Iſt gut. Geh'n wir derweil zum Lichtenſtern eins trinken."

Dies geſchah und Zapletal hatte Anlaß und Gelegenheit, den Durſt des andern zu beſtaunen. Plötzlich aber ſchlug Wallenta auf den Tiſch. „Das iſt wie beim Leutkauf. Ganz ſo iſt das. Du weißt aber noch nicht, was für einen Handel du heut gemacht haſt," und er ſah den Gevatter von unten an, faſt tückiſch, wie ein Stier, der ſtoßen will.

„Was redeſt da wieder? Ein Narr biſt, Bruderherz."

„Bin ich's? Wird ſich ſchon zeigen, wer heute der Narr war. Aber eins ſag' ich dir: zu trinken mußt was geben, wenn ich kommen ſoll."

An dieſem Tag aber hub die Freundſchaft zwiſchen dem Bauernmillionär und dem Bruder Liederlich an.

Wallenta richtete ſich ganz häuslich ein beim Zapletal, er kam zu Tiſch, wenn es ihm paßte, und blieb, ſo lange er mochte. Auch über Nacht.

Es war ein ſonderbares Verhältnis. Denn im Grunde der Seelen mochten die beiden einander gar nicht. Wallenta verachtete den Gevatter und ſeine Habgier. Dem Taugenichts ſchien ein Leben unverſtändig, ja wahnſinnig, dem der Erwerb und der Beſitz Selbſtzweck waren, ſo daß für den Genuß keinerlei Raum mehr blieb. Je mehr aber Zapletal die Gaben und die Kenntniſſe ſeines Freundes begriff, deſto unerhörter und unverzeihlicher erſchien ihm das Treiben des Cyrill. So gar nichts mit ſich anfangen können! Das war ja blöd! Und dennoch neidete er ihm den leichten Sinn. Ähnlich mögen die Gefühle ſein, wenn ein feiſter Bauernhund, der gar nichts anderes weiß, als ſeinen Hof hüten und ſein Freſſen zur rechten Zeit bekommen, einen ſchlanken und geſchmeidigen Rotfuchs, den ſchlauen Kopf windend und die Rute hoch, durchs Buſchwerk ſchleichen ſieht.

Als aber Zapletal mit Wallenta zum erſtenmal von ſeinen letzten Plänen zu ſprechen begann, da horchte dieſer hoch auf. Das war nichts Kleines und nichts Alltägliches, was ſich der in ſeinen Dickkopf geſetzt hatte. Das imponierte doch. Er lauſchte. Dann reckte er den Daumen in der Richtung des Schloſſes: „Alſo — wegärgern willſt du ihn?“

„Will ich, Wallenta."

„Dann biſt ein Eſel, Zapletal."

„Ein Eſel? Wieſo?"

„Wegärgern willſt du ihn. Iſt möglich, denn das Gut iſt kein Fideikommiß. Du fängſt Prozeſſe mit ihm an. Iſt auch gut. Gibt nichts Beſſeres, und du haſt die längere Hacke. Aber, was für Prozeſſe ſind das? Zum Beiſpiel: wegen Übervorteilung beim Aufteilen der Hutweide. Iſt gut, weil da das ganze Dorf zu dir ſteht und vielleicht gar für dich ſchwört, weil ſie's ihm noch weniger gönnen, als dir, und für jeden was dabei herausſchau'n kann. Iſt aber wieder nicht gut. Denn das geht um viele Tauſender, und er muß ſich wehren. So auf einmal umbringen läßt ſich keiner."

„Ja — aber was ſoll ich dann denn?"

„Ärgern mußt du ihn. Ihn ſekieren. Ihn abmartern, daß er keine Hand mehr rühren kann, wenn du ihm an die Gurgel willſt. So macht's ein guter Raufer. Niemals anders."

„Aber wie zum Beiſpiel?"

„Zum Beiſpiel: es iſt eine Kuh von ihm in deinen Acker gelaufen. Dann klagſt du um den ganzen Ertrag des Ackers, um ſo viel, daß er giftig werden muß und ſich nicht ausgleichen kann. Oder es iſt ein Brückerl über den Mühl-

bach. Das hat er zu erhalten. Du fängst Prozeß an — wegen Feststellung, oder weil das Brückerl baufällig ist. Das gibt Kommissionen und, wenn du Glück hast, so tut sich einmal dein Hirt was, oder es bricht sich gar dein Ochse ein Bein. Das ärgert. So was gibt's immer unter guten Nachbarn. Große Sachen nicht."

„Wallenta — du bist ein niederträchtiger Kerl," jauchzte Zapletal in heller Bewunderung.

Der andere lachte: „So was man fürs Haus braucht und nicht mehr," trank aus und ging gleichgültig. Sehr bald nach der ersten Konferenz aber hatte der Advokat in der Stadt eine neue Klage zu schreiben: Punkto — achtzig Gulden für ein total verdorbenes Feiertagsgewand. Denn der Graf hatte seine Gitter streichen lassen und dem Zapletal war, weil keinerlei Warnungszeichen gewesen, dies Unglück mit seinem besten Sonntagsstaat widerfahren.

* *
*

Es kam freilich auch vor, daß man den Wallenta durch Wochen nicht zu sehen kriegte, oder daß er hernach in einem eben nicht erbaulichen Zustand auftauchte: ganz abgeschlagen und recht kränklich von Gesichtsfarbe und durchaus

nicht arbeitsfähig. Dann waren ihm seine Streifereien und Einbrüche in fremdes Gehege übel bekommen. Er schwieg darüber, so gern der Freund etwas von diesen Abenteuern vernommen hätte. Denn einmal vor vielen Jahren war er selbst gar gern solcher Wege gewandelt.

Nach solchen Erlebnissen kam er niemals unmittelbar heim. Denn er hatte eine Art Furcht vor Frau Magdalena Zapletal. Das Weib war immer so ruhig und ohne jede Erregung und hatte in den runden und schwarzen Augen eine Art Verachtung vor ihm. Und dabei war es sehr schön, schöner als eins in der Runde. Denn es war groß und stark und dennoch zierlich. Und es trug die blonden Haare wie eine Krone gelegt und steckte gern eine Nelke hinein, die wie ein Pünktchen Feuer glomm und das ganze Haupt würzte. Sie war vollkommen und ohne jeden Lärm Herrin im Haus. Damit ließ sie sich's begnügen; und wenn die Männer in ihre Beratungen versanken, so trug sie den guten Ungarischen auf, der mit unheimlicher Geschwindigkeit zur Neige ging, horchte ein Weilchen, gähnte unverhohlen gelangweilt und machte sich wieder an ihre Arbeit.

Sie wußte: es ging um Finten und Hinterlistigkeiten. Immer hatte ihr Mann dazu eine

Freude gehabt, obzwar ſie den Zweck nicht abſah. Denn ſie hatten doch genug und zu viel. Annetſchka mußte einmal ein Vermögen haben, wie ſonſt niemand in der ganzen Hanna. Wozu alſo mehr? Aber ihr Mann war nun einmal leider Gottes ein Krüppel, und die ſind immer ſo aufs Haben und aufs Mehr. Denn wer nicht gehen kann, der probiert's halt mit Kriechen und kann dann unmöglich ganz ſauber bleiben. Der Wallenta aber? Ein Burſche, dem die Welt offenſtand, ſo weit ſie iſt, der ſtark war wie ein Baum und was gelernt hatte, beſſer deutſch ſprach als der Dechant und klug war wie der Schwarze ſelbſt — was tat er damit? Und wenn er einmal Spaß machte — und er hatte gute Einfälle — und ſie wollte lachen, ſo zwang ſie ſich — die Freude machſt du ihm nicht. Das gehört mit zu ſeinem ſchmutzigen Geſchäft. Er iſt ein Schmarotzer, und er muß ſeine Herrenleut bezahlen mit Wurſteleien, damit ſie ihn nicht ſatt bekommen und ihm den Stuhl nicht vor die Tür ſtellen. Du fällſt ihm nicht herein. Und ſo hob ſie aus Gefälligkeit ein wenig die Oberlippe, daß die ſehr weißen und ſtarken Zähne vorſchienen, zuckte ſehr verwundert die Achſeln und ging. Sie war nicht zu überrumpeln.

Und was ſollte zum Beiſpiel die Freundſchaft

des Cyrill mit dem blinden Jindrak? Denn dort steckte er immer, wenn er wieder einmal für die Welt verschollen war. Das war ein Bettler und ein Gottesarmer, den man hätte bemitleiden müssen, wenn er nicht so voller Nichtswürdigkeiten gewesen wäre. Die beiden hatten einander gerade noch gefehlt, damit das Dorf keine Stunde mehr Ruhe genießt. Da lernte der Jindrak neue Stückeln auf der Harmonika, als wären die alten nicht gut genug, und sie übten nun die Künste durch, daß es ein Jammer und eine ewige Belästigung für alle Welt und jeden Kranken war. Sie kannten's ja sehr gut. Was ist aber Musik, wenn man sie nicht verlangt und sich's einem nicht tanzen will? Nichts, als ein unnützer und sehr lästiger Spektakel. Dazu tranken sie Schnaps, bis sie genug hatten. Und ein Musikant muß Zutrinken gewöhnt sein. Oder sie gingen gemeinsam und machten fürs Geld Tanzmusik, die immer ein böses Ende mit Schlägereien nahm. Denn der Wallenta warf, wenn ihn die Laune packte, seinem Wimmerbalg hin, lieh sich die erste beste Dirne, was sich ihr Bursche doch durchaus nicht gefallen lassen konnte, und drehte sich mit ihr, um den Leuten zu zeigen, wie man das eigentlich mache. Das ganze Dorf verwilderte. Und beim Zapletal, als dem Staro-

ſten, wurden alle dieſe Klagen erörtert, und ſein Weib mußte ſie anhören.

Und immer wieder derſelbe Refrain. So ein Kopf, wie der Wallenta! Er hätte Meßner werden können, ein Amt, das ſeinen Mann nährt, und ſelbſt in einer minder wohlhabenden Pfarre. Nur ſeinem ärgerlichen Lebenswandel ſollt' er entſagen, weil ein Meßner der Würdigkeit bedarf. Und dies oder jenes Mädchen mit ſchönem Grundbeſitz und Geld war ganz weg in den Ausbund und hätt' ihn gern geheiratet und den Mann in der Gemeinde aus ihm gemacht, den Gott in ihm ſchaffen wollte. Fiel ihm nicht ein, ſich zu ändern, und vor dem heiligen Eheſtand nahm er gar Reißaus.

Er fühlte ſich nun einmal hier nicht mehr heimiſch. Er war nur zu Gaſt da. Und einem Gaſt iſt manches geſtattet, das man dem Anſäſſigen niemals nachſehen würde. Er braucht keinen Beruf. Wenige Tage, und er iſt fort, und man darf ihn ſuchen. Und der Eitelkeit des Wallenta, die in dieſem müßigen und zügelloſen Leben immer mächtiger emporwuchs, ſchmeichelte es, im gewiſſen Sinn das ganze Dorf zu tyranniſieren. Denn ſie haßten ihn, ſelbſt die zu ihm hielten, durch die Bank bis auf den blinden Jindrak, und ſie konnten ihn doch, jeder nach ſeiner

Art und ſeinen Geſchäften, durchaus nicht entbehren.

Einmal würden ſie ſich doch heftig die Augen wiſchen. Denn der Wallenta war dann fort, in irgend ein Amt untergekrochen, nachdem er die Leute genug geärgert, ſich gründlich und für immer ausgetobt. Alsdann mochten ſie ſelbſt zuſehen, wie ſie ſich nach dem Hexenſabbat zurechtfänden, den er angeſtiftet. Viele werden lachen, manche wird wohl weinen. Das iſt bei Einquartierung niemals anders. Was ging's ihn hernach an? Es wurde ihm ganz leicht und warm bei ſolchen Gedanken. Nur eins hätt' er gern gewußt: was die Zapletal dann ſagen würde? Je — wohl die Achſeln zucken und ihr hochmütiges Geſicht mit den blanken Zähnen machen, das da ſprach: Hansnarr du! Du wurſtelſt mir gut! Er hätte viel darum gegeben, daß ſie nicht alſo durfte.

Einmal hätt' er ſie gern klein vor ſich geſehen. Ganz klein, wie ſchon ſo manches andere Weib, daß ſie nicht mehr das Recht haben durfte, ſo wenn es ihr gerade paßte, über ihn weg in die Luft zu blicken, als ſäße der Garniemand da. Was war ſie eigentlich geweſen? Einſt arme Magd beim Zapletal und ſonſt nichts. Und er hatte ſich die Madlena gekauft und zwar noch

viel gründlicher, als er ſich den Cyrill gekauft. Denn er konnt' ihm fort, wann es ihm paßte, und wollte das ſchon in ſeiner Stunde. Sie durfte nicht mal daran denken. Und es war ihm überhaupt unverſtändlich, wie ſie's mit dieſem Jammermenſchen aushalten konnte, der doch beim Reden krächzte und mit den Armen ſchlug, wie ſo ein angeflügelter Unglücksvogel, und wenn er Schmerzen hatte, mit ihr und aller Welt keifte und geiferte, wie eine alte Gevatterin ohne Zähne. Außer, ſie hielt es mit einem. Dann aber hatte ſie doch gar keine Urſache, ſo hoffärtig zu tun, als wäre ſie eine Königin, die Heimliche die, und gar kein Mitleiden zu haben mit ihm, dem Wallenta. Denn warum war er ſchlecht? Weil er immerdar ein Waiſenkind geweſen war und kein Menſch ihm im Guten zum Richtigen geredet. Wer aber nirgends eine Freude hat, der ſtiehlt ſich ſein Teilchen zuſammen, was ſo auf den Menſchen kommt. Ja, und die Madlena, ſie war ſchon eine, die einen fromm und zu Hauſe halten konnte. Bis auf ihre Schlechtigkeit natürlich, die er aber begriff, obzwar er nicht ſo recht daran glaubte. Denn, hätte ſie ihn nur zum Mitwiſſer gemacht — dies wär' ihm allerdings ſchmerzlich und eine große Kränkung geweſen, aber verraten hätt' er ſie niemals und ihnen

beiden geholfen, wo es nur in seinen Kräften gelegen wäre . . .

* * *

Es ist aber in so einem Bauernhaus, und sei es noch so weiträumig, ein sehr enges und bedingtes Wohnen.

Man weiß alles voneinander, oder man errät's mindestens immer. Und man muß sich selbst wider Willen miteinander beschäftigen.

Trieb sich der Wallenta wieder einmal um, so konnte eine Frage des Kindes ihn wieder in Erinnerung bringen. Und so wußte Frau Madlena bald alle Kirchweihen in der Runde, weithin, bis wo die Deutschen wohnen. Denn so etwas konnten die beiden Bettelmusikanten, der Jindrak und der Wallenta, natürlich nicht auslassen. Immer nannte sie sich den Blinden zuerst; denn damit drückte sie den andern zu seinem Begleiter herab. Es gab da Dörfer, deren Bursche als Raufbolde berüchtigt waren und von den Slowaken gelernt hatten, mit dem Messer arbeiten. Da konnte leicht einmal die Nachricht kommen, man habe den Feldwebel erstochen. Dachte sie dieser einen Möglichkeit, so erschrak sie dennoch sehr und fühlte ein solches Mitleiden in sich über das junge Blut!

Und überdies suchte sich ihr Mann immer eine solche Gelegenheit zu höhnischen Bemerkungen über den Fernen aus. Die empörten sie, weil sie ihren Zweck nicht so ganz verstand. Wozu sollte dies freundschaftliche Getue, dieses Gott und den Heiligen danken, hatte man den Herzensbruder erst heil wieder, wenn in allem Grund nichts nur Gehässigkeit dahintersteckte? Wie konnte man lediglich des Vorteils willen oder aus Furcht eine solche dumme und feige Komödie spielen?

Es war wohl Furcht. Denn gediehen und reich geworden war man doch ohne den Wallenta. Er war aber ein beherzter Bursch, der sich um niemand zu kümmern brauchte und seine schlimmen Wege in aller Offenheit ging. Dadurch hatte er es ihrem Mann wohl angetan, der so schreckhaft und fürs Geheime war. Wallenta aber raufte mit dem Teufel um ein Mückenbein und war insoweit ein Mann. Nur konnte sie durchaus nicht begreifen, was die Weiber so sehr hinter ihm zog. Denn hübsch war er sicherlich nicht. Man sprach viel von seinen Augen. Frech waren sie genug. Aber sie war noch nicht rot geworden vor ihnen, wie man sagte, jede müßte es werden, die er angucke — sie nicht. Das redeten sich wohl nur die ein, die durchaus eine Ausred wollten.

Dabei merkte ſie ſehr gut, daß ihr Mann ihr mißtraue. Denn Worte, die ſie ganz ohne Arg fallen läßt, griff er auf, wiederholte ſie in allen Tonarten bei paſſender Gelegenheit, beſchnuffelte ſie förmlich.

Er war nun einmal hinterhältig und zum Verdacht geneigt. Und wenn er ſchon in Geſchäften dieſem einen ſein Vertrauen geſchenkt, ſo mußte er ſich doch nach ſeiner Art dafür ſchadlos halten. Es war erſtaunlich, was er in ſeinen vielen einſamen Stunden aus einem Satz herausnutſchte, der ganz ohne Belang gebraucht worden war.

Es kamen Anſpielungen und verdeckte Wendungen, die an ihr ordentlich herumbohrten. Beinah war das manchmal, als wünſche er, ſein Weib hätt' ein Geheimnis vor ihm, nur damit er's erkunden könnte. Sie kannte ja ſeine Eigenheit von früher her und ertrug ſie aus Gewöhnung leichter. Aber niemals hatte ſie ſich ſo beſtimmt, beharrlich und ſo in einer einzigen Richtung hin ausgeſprochen.

Es wurde ihr ganz ernſthaft unheimlich dabei. Denn das war ja nur eine Marter, wie es war. Gar nie mehr wiſſen, was man ſagen oder wie man es herausbringen ſollte, als ſtünde man vor

Gericht oder gehe zur Beichte bei einer Miſſion. Dc. ſchwieg man doch lieber ganz, wenn der Cajetan nur nicht auch hinter ihrem Schweigen was vermutet hätte. Derlei paßte ihr durchaus nicht. Sie war das nicht gewohnt, und es beengte ſie wie ein Kleid, das nicht für einen gemacht iſt. Es lag wie ein Druck und eine körperliche Lähmung über ihr.

So gewöhnten ſich die Eheleute das Reden miteinander beinah ab. Es gab kurze Antworten, die keinerlei Nebenſinn in ſich ſchließen durften und alſo abgeſchnappt und trutzig klangen. Ihm war das natürlich gar nicht recht, und er deutelte ſich's nach ſeiner Gepflogenheit, die ſie täglich beſſer erfaßte, wie erbitterte. Es war wie eine ewige, grundloſe Schmollerei im Haus. Annetſchka ſpürte das genau. Denn Kinder brauchen Wärme und ſie merken jeden Luftzug, der erkältend durchs Zimmer ſtreicht, und ſie fordern unverbrüchlich ihr gewohntes Deputat an Zärtlichkeit.

Sonſt hatten die Eltern immer Zeit für ſie gehabt. Nun kam ſie dem Vater manchmal ungelegen, und ſie ſtörte ihn in Gedanken, die alſo ſicherlich anders waren, als vordem. Er hatte etwas Jähzorniges auch ihr gegenüber an ſich. Sie war gewohnt geweſen, der Mutter überallhin

nachzutrippeln. Dagegen konnte man nichts einwenden. Denn eine Bäuerin, die einmal einer solchen Wirtschaft vorstehen will, die muß sich zeitlich gewöhnen, viel auf den Beinen zu sein und die Augen überall zu haben. Ein Schaden ist bald geschehen. Nun kam sie oftmals ungelegen. Ihre kleinen Füßchen tappten der Mutter in ihre unerbaulichen Gedanken hinein. Dies kränkte sie, und das war, sie wußte es bestimmt, doch erst so, seitdem der Wallenta da war. Denn nach solchen Merken schaffen sich die Kinder ihre Zeiträume.

Den also mochte sie durchaus nicht. Den wünschte sie fort, und alle seine Künste, die er aufbot, sich das Herz des Kindes zu gewinnen, verfingen nicht. Sie war ihm gegenüber unartig, und daß sie vom Vater dafür oftmals, freilich immer nur in des Cyrill Gegenwart, Schelte bekam, besserte die Sache bei der verstockten Kleinen durchaus nicht. Sie nahm ohne Dank die Spielereien, die er ihr künstlich genug zurechtbastelte, lernte die Weidenpfeifen von ihm blasen, die er mannigfach nud meisterlich zu schnitzeln verstand. Verzaubert horchte sie nur, wenn er einmal seine Maultrommel nahm und zwischen die Zähne klemmte. Wie das nur schwirrte, summte, sauste, sang! Welche Gewalt

die geiſternden, eintönigen Klänge nur hatten, wie ſie ſich ineinander ſpannen, gleich Marienfäden einander haſchten, ſich ausbreiteten, wie ein fernes Geſpinſt! Das konnte gewiß niemand ſo wie er. Auch Madlena lauſchte dann. Es war immer im Zwielicht, wenn er ſeine Muſik machte. Eben daß nur noch ein gelbes Fleckchen am Himmel glomm, während die Fledermäuſe dem Kirchturm zuhuſchten. Der Frau aber wurde dabei, als ſchlüge man einen linden und hehlenden Mantel um ſie, und mancher Krampf, den ſie untertags beklemmt und mit Ahnungen beſchwert, löſe ſich von ihr und fiele ab.

Die Prozeſſe gingen ihren Weg und machten ſo endloſe und immer neue Beratungen notwendig. Teufeleien und Gegenklagen heckte der Widerſacher aus, daß es nicht zum Glauben war und man ſehr aufpaſſen mußte, daß man nicht wo hineintrat und ſich übel zurichtete.

Freilich war der Wallenta über allen Advokaten. Der ſah jeden Kniff und jede noch ſo lockend zugerichtete Falle, mit der man's drüben probierte. Er hatte Zeit genug, über alles zu grübeln, und wenn dann der Zapletal erzählte, wie ſich der Herr Doktor über die Einfälle des Wallenta wundere, ſie beſtaunte, bedaure, daß ein

ſolcher Kopf nicht ſtudiert habe, ſo fühlte ſich der Cyrill nicht wenig ſtolz und zu immer ſchärferen Anſtrengungen geſpornt.

Langſam wurde der Madlena klar, worum es eigentlich ging. Sie erſchrak davor, wie bei etwas ganz Verruchtem. Denn ſeit die Welt ſtand, hatte es eine Herrſchaft gegeben. Immer war die adlig und niemals ein Bauer geweſen. Und ihr Mann wollte Gutsherr werden? Und dennoch ging ſie öfter zuhorchen, ſeitdem ſie's begriffen. Es lockte ſie, und der Wallenta hatte etwas Zwingendes, wenn er ſprach. Man mußte ihm zuhören und verſtand augenblicklich, was er wollte und um was es eigentlich gehe. Da war nichts Unklares und Überflüſſiges und keinerlei Herumgegacker. Und wenn er endlich auf den Tiſch ſchlug: „So geht's," ſo ſchrak ſie zuſammen und ihr war, er hätt' mit der Fauſt an die Pfoſten jenes Ganges geklopft, der zu ihren Wünſchen führte, und ein Jurament hätte ſie darauf geleiſtet: ſo ging's. Es war nur ein Glück, daß ſie ſonſt auch im Haus und im Hof viel beſchäftigt war. Denn es hat auch für die geſündeſte Natur etwas Anſteckendes, wenn man die um ſich unabläſſig mit einem einzigen Gedanken ſich abplagen ſieht. Sie fühlte mehr als einmal, daß ſie davon mitergriffen werde. Wie unter Narren

kam ſie ſich vor; über eine Weile juckt es einen, ſich ebenſo närriſch zu benehmen.

Da hatten ſich die Männer wieder einmal heiße Köpfe gemacht. Ihr brachte gerade dieſer Tag viel zu ſchaffen, und es kam ihr langſam auch vor, als ſähe ſie ihr Mann keineswegs mehr als unbedingt nötig gern in einem Raum mit dem Wallenta. Nun, und der ſchien ihr wieder noch lange nicht wichtig genug, daß ſie ſich ſeinetwegen verdrießliche Geſichter ſchneiden ließe.

Es wurde aber ganz finſter und die beiden eiferten immer noch ganz leiſe miteinander, ohne daß ſie auch nur ein Licht machten. So ſteckte ſie eine Kerze an und trug ſie zu ihnen. Und wie ſie, den Leuchter hoch in der braunen Hand, eintrat, ſo ſaß ihr Mann ganz im Schatten auf der Ofenbank und breit ihr gegenüber, daß alles Licht zuerſt auf ihn fiel, der Wallenta. Sein Kopf war tief geſenkt. Er hob ihn erſt, da ſie hart am Tiſch war, und ſah ſie an: frech, unruhig, mit zuckenden, gierigen Augen, und die Madlena fühlte richtig, wie ihr plötzlich das Blut in die Wangen ſtieg und die Hand zitterte, die die Kerze niederſtellten ſollte. Das war unerhört! Es ging jäh wie ein Triumph über das Geſicht des Burſchen, das er augenblicklich wieder in den Händen barg, während die Madlena mit un-

ſicheren Fingern an ihrem Gewand herumſtrich und rückwärtsſchreitend Aug' mit Aug' mit ihm, wie mit einem Todfeind, vor dem man ſich nicht die mindeſte Blöße geben und dem man unter gar keiner Bedingung den Rücken weiſen dürfe, die Stube verließ. Cyrill aber erhob ſich bald nach ihr. „Warum rennſt denn ſo? Bleibſt nicht da zum Nachtmahl?" fragte Zapletal.

„Ich hab' genug für heute. Ich will auch was trinken."

„Getrunken haſt noch nicht genug?"

„Geht keine Katz' was an, was ich trink' für mein Geld. Was anderes will ich trinken, was Schärferes, mit dem Jindrak. Leut' will ich ſehen, die auch noch ſingen können. Eine Nachteul möcht' man ja werden dahier. Kommſt mit zum Lichtenſtern?"

Zapletal antwortete nichts. Es ging ihm mit jedem Tag ſchlechter mit den Beinen, ſo ſchlecht, daß ihm die Frage ſchon wie Hohn erſcheinen durfte. Cyrill aber ging ſeiner Wege, und noch im Hof hörte man ihn ſein Schlachtlied anſtimmen:

„Ich komm nicht heim, o na,
Vor'm hellen Licht, vor'm Hahnenkrah . . ."

Seine Stimme aber klang unſicher und überſchlug ſich.

Und ſo verging die Zeit. Wallenta blieb im Dorf, „eine Plage Gottes, recht eine Plage Gottes, die nicht endigen will," ſeufzten die Alten. Er reichte wohl da und dort um eine Stellung ein, betrieb aber alles gleich läſſig. Er fühlte ſich hier im Grunde ganz wohl. Daß man ihn fortwünſchte, war ihm nur ein Anlaß mehr, zu bleiben. Mochten ſie ſich giften!

Die Madlena gewöhnte ſich immer mehr an ihn. Er fehlte ihr, wenn er nicht da war. Alle Welt hackte doch hinterrücks auf ihn los und ſchalt ihn, ohne den Mut, ihm zu ſtehen. So mußte er doch immer ſchlechter werden. Ein Gaul wird unter der ewigen Peitſche ſtörriſch. Ein Menſch aber ſollte nicht ganz verwildern darunter? Und ſie begann Partei für ihn zu nehmen. Erſt nur in ſich, dann auch vor ihrem Mann.

Sonſt kam ſie mit niemand in Berührung. Und das war ſchlimm, denn man munkelte über ſie, und das Gerede hätte ſie vielleicht doch ſtutzig gemacht, weil ſie auf ihren Ruf ſehr ſtolz war. Ihrem Mann gegenüber aber blieb ſie natürlich trotzig. Der konnte doch niemals anders, als einem jede Freude und jeden Umgang verleiden. Und eiferſüchtig war er doch immmer und auf jeden geweſen, mit dem ſie nur ſprach.

Allmählich aber wurde ihr der Verdrießlich-

keiten doch zu viel. Da war Annetschkas Abneigung, die sie stutzig machte. Wen ein Kind nicht mag, in dem ist nun nach alter Erfahrung nicht alles, wie es sein soll. Und sie war förmlich tückisch gegen den Wallenta. Und dann war ihr Cajetan doch einfach schrecklich mit seiner hinterlistigen Neugier. Er keifte und keppelte und lauerte und wollte sie überrumpeln, und wenn sie dann mit der Frage auf ihn losfuhr, was er denn eigentlich von ihr wolle, so erschrak er, um den nächsten Tag wieder zu beginnen. Das war nicht auszuhalten. Da mußte man närrisch werden, geschah nicht bald ein Ende.

Nur bot sich gerade damals keine Gelegenheit zu einem offenen Wort. War sie aber unwirsch gegen den Wallenta, so wollte der's nicht merken oder machte sich durchaus nichts daraus. Er sah sie nur immer an. Und kaum, daß sie durch Zufall für ein Weilchen allein waren und sie nahm sich nur den ersten Anlauf, was doch nicht so leicht ist, so tauchte sicherlich ihr Mann auf: „Was wispelt ihr da?" Und ihr stockte das Wort. Denn er wollte freundlich und teilnehmend erscheinen, und dabei verzog sich sein Gesicht sehr hämisch, und er humpelte noch jämmerlicher als sonst. Als ein Unrecht und zugleich als Verlängerung eines unleidlichen Zu-

ſtandes empfand ſie dieſe Störungen. Zapletal aber merkte ihre immer wachſende Befangenheit wohl und deutete ſie auf ſeine Weiſe.

Sich auswärts aber mit dem Burſchen zuſammen beſtellen, widerſtrebte ihr in jedem Sinn. Denn ſie ſah ihn durchaus unter ſich. Sie war Großbäuerin, Frau, Mutter, und er doch nur ein einzelner Menſch, ein Tunichtgut, ein Unbehauſter. Mit ſo einem ſteckt man ſich nicht zuſammen, als hätte man mit ihm was zu verſtecken. Auch war ſie die Jahre her kaum allein ausgegangen, ſeitdem Annetſchka laufen konnte und immer hinter ihr drein war, recht wie ein behendes Wieſelchen.

Zapletal hatte wieder einmal in der Stadt zu tun. Er war lange nicht dageweſen, die Rückſtände hatten ſich gehäuft, wie immer, wenn man nicht ſelbſt hinter dem Advokaten her war, damit er nichts verſäume oder verſchleppe.

Es war zu Anfang November und das richtige Allerheiligenwetter. Die Felder ganz kahl und von Krähen überflogen, die über die Schollen hüpften, ſich zu Schwärmen geſellten, krächzend flatterten. Ein recht unfreundlicher Tag. Spärliche Sonnenblicke, gefolgt von einem eiskalten traurigen Regen, der ſo dicht fiel, daß man nicht bis zum nächſten Haus ſehen konnte.

Gar keine Bewegung war in der ſchweren Luft. Hinter einem lag das Tagewerk, und man konnte in ſich ſeine tiefe Müdigkeit nachfühlen. Und der Hof war ſo ſtill, daß man gar nicht glauben mochte, man ſei in der Welt.

Madlena hatte den Tiſch für drei gedeckt. Denn ihr Mann nahm, wenn er in der Stadt war, niemals etwas zu ſich und kam hungrig, aufgeregt und biſſig zurück. Wallenta aber mußte ganz beſtimmt kommen. Denn nach ſolchen Fahrten begannen jene Beratungen, die bis in die tiefſte Nacht währten.

Wallenta kam mit der Glocke ſechs. Er hatte etwas Scheues den Tag, und ſeine Augen ſuchten beim Eintreten: „Der Bauer iſt noch nicht wieder da?“

Die Madlena rührte ſich kaum: „Nein.“

„Er könnt's aber ſchon ſein. Es iſt ihm doch nichts geſchehen?“

„Was kann ihm geſchehen ſein? Nicht einmal ein Waſſer geht in der Nähe. Die Straße iſt eben wie ein Brett, und die Pferde ſind fromm.“

„Ich bin aber doch immer in Sorgen um ihn.“

„So? Immer in Sorgen ſeid Ihr um ihn? Muß ihn freuen.“

Das war ſo geredet, damit man nur nicht ſchweige. Sie wußten's beide wohl. Der Burſche lief einigemale die Stube in einer ſpringenden Unruhe durch. Dann ſetzte er ſich, ſtützte den Kopf mit den ſtruppigen, blonden Haaren, die ſich zu einem Hahnenkamm ſträubten, in die Hände und ſah zu Boden. Die Porzellanuhr an der Wand tickte hell und eilfertig. Man ſah nur das blanke Meſſing des Perpendikels hell und glitzernd und wie freiſchwebend durch die Luft tanzen. Und die Madlena nahm ſich ein Herz. Recht ſchonend wollte ſie mit ihm reden, und da fuhr es ihr heraus . . . „Wallenta — einer iſt zu viel im Haus."

Er rührte ſich nicht: „So ſchafft ihn ab."

„Das tu' ich eben."

„So? Das tut Ihr eben?"

„Es geht nicht mehr, Wallenta. Alles mögliche redet er ſich ein in ſeinem kranken Kopf. Und es iſt doch kein wahres Wort daran."

Er hob den Kopf mit einer leiſen Bewegung nur ſo weit, daß er noch im Dunkeln blieb: „Es geht nicht mehr, nein. Aber er braucht mich."

„Ihr könntet doch weiter mit ihm ſein. Und ewig wolltet Ihr doch nicht im Dorf bleiben, mein' ich."

„Nein, ewig will ich hier gewiß nicht verbleiben.“

„Er ſoll ſich derweil zum Lichtenſtern führen laſſen. Wozu hat er denn die Lümmel, die Knechte? Dort trinkt er nicht oder nur ſehr wenig, weil er's immer gleich bezahlen muß, und er ſteckt die Hand nicht gern in den Sack. Hier trinkt er, und das tut ihm ſchaden.“

„Ja, ſchaden tut's ihm,“ wiederholte der Burſche. Es war etwas Spöttiſches dabei in ſeiner Stimme. Beide ſchwiegen, und beide horchten, ob ſich durch die große Stille nicht endlich das Rollen eines Wagens nähere. Und beider Atem ging ſchneller. Denn die Madlena fühlte ſich erleichtert, als wäre das Schlimmſte hinter ihr.

„Alſo: Ihr werdet das ſo machen, Wallenta?“

„Ja, ich werde das ſo machen. Denn ich weiß ſchon: wenn und wo einer zu viel iſt, da bin's immer ich.“

„Hier ſeid Ihr's einmal,“ entgegnete ſie beſtimmt.

„Wenn er mich aber um den Grund fragen wird? Denn er iſt ein verſteckter Menſch und will alles wiſſen.“

„So antwortet ihm, was Ihr wollt. Sagt

ihm meinethalben, Ihr habt es satt, Euch immer von mir und Annetschka Gesichter schneiden zu lassen," und sie lächelte.

„Werd' ich ihm sagen. Das hab' ich auch satt," und auch er lächelte.

„Die Hand darauf, Wallenta!"

Er schlug ein. Was für eine Kraft nur in seinem Händedruck war! Sie konnte ihre Hand durchaus nicht losmachen und bekam nur Herzklopfen und einen kurzen Atem von ihren Bemühungen. Er aber stand vor ihr, mit voll aufgeschlagenen Augen und mit einem eigentümlichen, lauernden Zug um die Lippen. Ins Gesicht schlagen sollte man ihn dafür, dachte sie, und hob die freie Linke zu einer müden Armbewegung. „Ihr müßt mich nicht so ansehen, Wallenta," flüsterte sie.

Er neigte sich ihr zu, wie um sie besser zu hören: „Und warum nicht?"

„Ich leid's nicht. So sieht man keine Frau an."

Er antwortete nicht. Nur fest hielt er sie, und ihr ward immer schwüler und beklommener dabei. Wenn der Wagen nur käme! dachte sie. Und es ging wie ein Zug von seiner Rechten zu ihrer, ein Zug, der sie irgendwohin riß, dem sie gegen ihren Willen folgen mußte. Wenn sie nur etwas gewußt hätte, womit dieses sonderbare Lächeln ver-

decken, das ſie ſo empörte. Und nun ſtand er hart an ihr: „Und mein Letztgeld, Madlena?“

Es war ſpät abends, als der Wagen hielt und der Bauer mit Annetſchka heimkam.

Man aß zu Nacht, wie ſonſt. Das Kind ward zur Ruhe gebracht. Zapletal aber war ſehr vergnügt. Das Syſtem Wallentas begann ſich zu bewähren. Schon hatte der Graf erklärt, dieſe Händel ſeien ihm ekelhaft und verleideten ihm ſeinen ganzen Beſitz trotz der ausgezeichneten Jagd. „Ein Kerlchen biſt du, Cyrillku! Läßt ſich immer wieder was einfallen. Nur vorwärts!“ Und er ſchlug ihn wohlwollend auf die Schulter.

Cyrill und die Frau zuckten zuſammen. Der Bauer ſtutzte, ſchwadronierte aber weiter. Wie betrunken war er vor Aufregung und argwöhniſch, wie ein Berauſchter, der ſo weit ſeiner mächtig iſt, um ſich zu fürchten, man könne ſeinen Zuſtand mißbrauchen und ihm was antun wollen. Es kam langſam etwas Stockendes in ſeine Beredſamkeit und ein Verdacht in ſeine Augen. Wallenta ſaß ſchweigend und wenig aufmerkſam da und ſchielte immer wieder nach der Bäuerin. Der fielen die Haare tief in die Stirn. Die Augen glühten, und etwas ſehr Entſchloſſenes war an ihr.

Endlich ging man auseinander. Madlena leuchtete dem Burſchen. Draußen aber, da ſie ganz allein waren, neigte ſie ſich zu ihm: „Wir ſind in Todſünde, Cyrill.“

Er lachte und haſchte ihre Hand, die ſie ihm müde ließ: „Dann gibt's viele Todſünden auf der Welt.“

„Lach' nicht. Wir werden's büßen müſſen. Du oder ich oder ein anderer . . .“

„Dann am liebſten ein anderer.“

Sie erſchrak: „Lach' nicht. Ich bin das Weib deines Gevatters.“

„So nehm' ich's ganz auf mich.“

Sie ſchüttelte den Kopf. Alsdann verſchloß ſie das Tor und ließ den Wachthund los. „Nachdem der Dieb draußen iſt,“ fiel ihr ein. Sie machte ihren Rundgang nach Feuer und Licht, wie immer, nur langſamer als ſonſt, ehe ſie zu ihrem Gatten trat, der immer noch ganz verſunken in die Kerze ſtierte und allerhand vor ſich hinbrümmelte: „Komm' endlich ſchlafen, Cajetan.“

Er ließ ſich unwillig genug, wie ein greinendes Kind, führen. Er hinkte neben ihr her mit ſchmerzlich zuſammengekniffenen Lippen, feig vor jedem Tritt, oftmals ruhend und immer wieder fragend: „Was haſt du mit Cyrill zu wiſpern gehabt?“

„Nichts hab' ich mit ihm gewiſpert."

„Du lügſt wie der Teufel."

Sie entgegnete nichts, war ganz Umſicht. Er ſtierte immer an ihr empor, und es drängte ſich ihm ein böſes Wort aus dem Herzen. Er würgte förmlich daran: „Du . . ." Sie legte überlegen die Hand auf ſeinen Mund und führte ihn alſo, trug ihn beinah' in die Schlafkammer.

* * *

Es war ein ſehr übles und trauriges Leben für alle, das nun begann. Denn im Bauern ſtand mit einer unerſchütterlichen Gewißheit feſt, es ſei wirklich geworden, wovor er ſich ſo lange gefürchtet.

Einen Beweis dafür fand er darin, daß der Wallenta niemals mehr bei ihnen übernachten wollte. Es mochte noch ſo übel Wetter ſein und die Verhandlung noch ſo lange gewährt haben — er ging zu ihrem Abſchluß fort. Dies geſchah aber auf Befehl der Madlena, die ihn nicht mehr unter ihrem Dach dulden wollte.

Auch horchte der Zapletal mit einer kranken Neugierde nach jedem Tratſch im Dorf. Und alles, was geſchah oder unterblieb, deutelte er ſich natürlich nach ſeinen Meinungen oder geheimen Ängſten. Man wußte noch nichts —

ja, das waren zwei ganz durchtriebene, die jeden Pfiff und Schlich kannten, und die Welt würde einmal schon noch über ihre Niederträchtigkeiten erstaunen. Oder auch — es war selbstverständlich alle Welt mit ihnen im Bund gegen ihn.

So ein Alter! Ja freilich, wer hat mit ihm Mitleid? Was so einem Alten geschieht, das geschieht ihm nur ganz recht. Was braucht er eine Junge zu nehmen? Das war immer so gewesen, und er selbst, da er noch Sprünge wagte, hatte es doch auch nicht viel anders getan. Es war genug, wenn man sein Sündenspiel nur vor ihm verdeckte und ihm nicht ins Gesicht lachte. Und wie, wenn man ihn einmal satt hatte und gar keine Rücksicht mehr nehmen wollte auf ihn? Er war doch wehrlos. Und dann gab es doch Pülverchen, ganz weiß und süß wie Zucker. Wem man damit seine Speisen würzte, den hungerte es bald nicht mehr.

Er traute ihnen allerdings so etwas nicht zu. Denn die Madlena war früher immer brav gewesen. Er wußte es nun ganz bestimmt und schwelgte in der Erinnerung an ihre vormalige Bravheit, an die er doch nie hatte so recht glauben wollen. Ist ein Weib aber erst einmal schlecht, so weiß man gar keine Grenze. Und es gab Exempel. Er selbst war doch einmal Geschwore-

ner in einem ſolchen Fall geweſen, der dem ſeinen ganz verzweifelt ähnelte.

Nahm er aber ſeinen Stecken und jagte die Frau zu allen Teufeln — gut, aber er hatte doch nicht den kleinſten Beweis gegen ſie und machte höchſtens offenbar, was beſſer verborgen blieb vor aller Augen. Und dennoch war jene lüſterne Neugierde in ihm. Er zupfte beſtändig an dem Tuch, hinter dem ſeines Hauſes Geheimnis ſchlief, ob es erwache, ob jemand auch nur ahne, was ſich dahinter verſtecke.

Mit dem Burſchen abrechnen? Ja — auch das war nicht ſo einfach. Er konnte doch nicht wiſſen, ob er die beiden damit nicht erſt recht zu einem verzweifelten Schritt trieb. Denn er dachte ſich ihre Leidenſchaft groß, wie das einer immer tut, hinter dem derlei ſchon lange genug liegt. Und dann, er brauchte den Wallenta, brauchte ihn nun mehr als je, da ſich doch manches große Unternehmen dem Abſchluß näherte, von deſſen ganzen Abſichten er allein wußte. Mit ihm, ſeinem unermüdlichen Scharfſin war's möglich. Ohne ihn fiel's in ſich zuſammen wie ein Kartenbau. Und nun hatte er den Burſchen ſo lange gefüttert, auch mit Biſſen, die ihm durchaus nicht zugedacht geweſen. Sollte er nun nicht nur gefoppt, auch geprellt ſollte er ſein? Nein — für ſolche Scherze

war Cajetan Zapletal nicht. Den Spott trug er — der war andern ſchon widerfahren. Den Schaden aber noch dazu? Das ſtand ihm durchaus nicht zu Geſicht. Sich des Wallenta bedienen, bis zum Ende, und hernach eine Rechnung mit ihm halten, in der kein Poſten und kein Heller vergeſſen war. Darauf verſtand er ſich doch. Und dieſe Hoffnung, die ſchöne Erwartung dieſer einen Stunde war ihm in aller ſeiner Pein eine Freude, die er ganz allein genoß.

Die Madlena aber war aus dem Gleichgewicht gekommen. Sie hatte gehofft, den Wallenta abzuſchütteln. Stand ſie ihm aber gegenüber, dann lähmte ſie immer wieder die gleiche Schwäche, der ſie damals erlegen. Sie betete viel und traute ſich dennoch nicht zur Beichte. Auch ſchlich ihr der Burſche überallhin nach, und tauchte vor ihr auf, wenn ſie ſich deſſen am wenigſten verſah und ganz allein war. So mußte ſie denn trachten, des Kindes ledig zu ſein, ſo viel es nur ging. Sie übergab es einer Magd; die mochte Annetſchka durchaus nicht, denn ſie geſellte ſich nur ſehr ungern zu einem Fremden und war alſo mit dem Mädchen ſehr häßlich. Immer wieder verſuchte ſie's, der Mutter nachzuſchleichen, immer wieder wurde ſie hart angelaſſen dafür und entfernte ſich dennoch ſo

ſchwer, ſo zögernd! Oftmals, weil Madlena ſich in ſchlimmen Gedanken durch ſie aufgeſchreckt ſah, war ſie zur Unzeit heftig und ungerecht gegen ſie. Wieder erdrückte ſie das Kind mit einer Zärtlichkeit, deren es nicht gewohnt war.

Sie trug die Launen des Gatten mit einer unendlichen Geduld. Es war ihr, als beſtünde darin ein Teil ihrer Buße, und je mehr und klagloſer ſie auf ſich nehme, deſto beſſer für alle. Denn er war unſäglich erfinderiſch in hämiſchen Bemerkungen. Jedes Kleid, das ſie anhatte, gab Anlaß dazu. Etwas durchaus Schamloſes war in ihm erwacht, und es behagte ihm, ſie damit zu verwirren. Es gab wüſte und abſcheuliche Scenen voll eines unermeßlichen, niedergehaltenen, unterdrückten Grolles, unter denen das Kind ſehr litt, dem man ſie nicht ganz verbergen konnte. Denn ſchob ſie es aus der Stube, ſowie ſich der Sturm ankündigte, ſo fuhr er auf und tobte, ob man ihm auch ſchon Annetſchka nehmen wolle. Und wieder ein andermal ging ſein Verdacht zurück, bis in die erſten Zeiten ihrer Ehe. Und er beſudelte damit ſelbſt das Kind. Es konnte in der Hölle nicht ſchlimmer ſein, mußte ſie ſich oftmals denken. Und ein finſterer Glauben erwachte in ihr.

Sie hatten ſich arg verſündigt. Und, ſo tief

ſie darunter litt, ſie war zu ſchwach, ſich dieſer Sünde abzutun. Es war auch nicht möglich unter dieſen Verhältniſſen, wo ſie Tag um Tag mit Cyrill ſich treffen, an einem Tiſch mit ihm ſitzen, ſeine Nähe erleiden mußte. Ungeahndet aber konnte ſo etwas auch nicht bleiben. Wen aber mochte die Vergeltung treffen? Sie konnte in ihrem Mann beſtraft werden und hätte das trotz alledem nicht leicht empfunden. Aber näher lag das Verhängnis über dem Wallenta als dem eigentlichen und überdies unbußfertigen Urheber aller Verwirrungen, und ſie meinte, ihn ſterben ſehen zu können, ohne mit einer Wimper zu zucken. Eben darum traf es ihn wohl nicht. Oder es ereilte ſie, als die Mitſchuldige. Wie aber? Der Tod wäre ihr beinah' willkommen geweſen, und ſie dachte nur nicht an Selbſtmord, weil man ein böſes Vergehen nicht durch ein noch ſchlimmeres, nicht mehr zu bereuendes gutmacht. Oder es konnte Annetſchka treffen und in und mit dem Kind ſie vernichten. Dachte ſie ſo weit, dann kniete ſie vor ihr nieder: Annetſchka — mein Engelchen.

Brach ab, ſchwatzte ganz verſtört. Denn Kinder, die ſündenrein ſterben, gehen als Engelchen ein in die Freude des Herrn und bitten für die Vergehungen der Eltern.

So wurde dem Wallenta der Gang zu seinem Gevatter täglich schwerer.

Er sah so gar kein freundliches Gesicht mehr. Das Kind haßte ihn offen und machte nicht im mindesten Hehl daraus. Wie eine Wildkatze fauchte es ihn an, die sich wohl strählen läßt, aber immer nur auf den günstigen Augenblick zu einem Krallengriff dabei lauert. Ihm tat diese Abneigung ordentlich weh. Denn nicht aus Berechnung hatte er sich um Annetschka bemüht. Er liebte Kinder wirklich und ehrlich, wußte die Künste, die sie einem zulaufen machen, und war sogar nicht wenig stolz auf seine Macht über die kleinen Gemüter. Hier versagte sie völlig und in unbegreiflicher Weise. Hier, wo ihm am meisten an einer Wirkung lag. Und überhaupt — hier gefiel es ihm nicht. Denn seine Eitelkeit, wohl das Stärkste und Ursprünglichste in ihm, wurde hier unablässig und in der empfindlichsten Weise verletzt. Auch war das mit der Cajetanowa kein Verhältnis, wie es ihm gefiel. Und es wurde auch durchaus nicht, wie er sich's wünschte. Er war niemals der Herr und Gebieter. Sonst zitterten die Mädchen und die Weiber, mit denen er's gehabt, vor dem Ende, und er konnte drohen. Diese zitterte nach dem Ende. Sie wünschte nichts, als seiner ledig zu werden, und verbarg nicht ein-

mal, wie ſehr ſie unter dem leide, was unter ihnen beſtand. Niemals machte ſie ein Hehl daraus und marterte ihn. Und das ewige Verſtecken vor aller Welt regte ihn auf, und er kam ſich ſelbſt ſchon ſchlecht in der Haut vor, wenn er ſeine verſtohlenen Pfade ſchlich.

Er ſtrengte ſeinen ganzen Scharfſinn im Dienſt des Bauern an. Alle ſeine Geiſteskräfte bot er für ihn auf, und das Vermögen des Zapletal wuchs mit einer unheimlichen Schnelligkeit. Sie zwei allein wußten, wie reich der Mann ſchon war — reicher als die meiſten, die da herum auf Edelhöfen ſaßen. Er ſelbſt wollte nichts davon. Er nahm nicht einmal mehr etwas für ſeine nächſten Bedürfniſſe von ihm an. Nur ſeine Anerkennung der Dienſte, die er ſich abzwang, denn ſie gingen gegen Leute, die ihm nie etwas getan, begehrte er. Die wurde ihm geweigert oder in einer Art gezollt, der man anmerkte, wie ſchwer und widerwillig ſie ſich aus einem vergifteten und von allen Befürchtungen zerfreſſenen Herzen losrang. Ja — es war eben eine böſe Welt! Voll Falſchheit und voll häßlichen Undanks. Und wenn er ſchon ein Lump ſein ſollte — für dies Geſindel war er immer noch zu gut, und dies war ſein ganzes Unglück. Er hatte halt Gemüt. Und er nahm ſich die Dinge

zu Herzen. Dagegen war nun einmal nichts zu tun — wen's hatte, den hatt' es eben. Da half nur Flucht. Er mußte fort von dieſer Madlena, die ihn mit ihrer traurigen Schroffheit verhexte, daß er keiner andern mehr denken konnte. Als liefen nicht Frauenzimmer genug für einen dreiſten Geſellen auf dieſer Welt umher! Fort von dieſem Wucherer Cajetan, dieſer Annetſchka, die ein rechter Ekel war, dieſem ganzen Dorf, einer Pfütze, in die er zu ſeinem Unheil getreten. Je nun — beſſer ein Stiefel, als gar ein Fuß ſamt allem, was daran hing. Er war ja nicht gebunden. Keinen Augenblick länger, als es ihm paßte. Und mit aller Entſchiedenheit bewarb er ſich endlich um eine Stellung. Natürlich bei Gericht. Da gibt es für einen, der ausgelernt iſt und alle Wege weiß, immer noch einen guten Verdienſt, ſo daß man nicht ums Gehalt fragen muß.

* * *

Es hatte wieder einmal einen Verdruß mit der Madlena gegeben, wie jedesmal, wenn ſie zuſammen waren, ſo daß er ſchon vor jeder Begegnung zitterte, ohne ein Ende machen zu können. Denn freuen über ihn ſollte ſich dieſe hoffärtige Madlena, die doch nichts war, durchaus nicht.

Litt ſie, ſo war ihm doch auch nichts geſchenkt. Und er ſehnte ſich dennoch nach jeder Begegnung. Alſo ... Er war diesmal ſehr zornig fort, zum Jindrak. Nun muſizierten ſie miteinander. Es war ein nebliger Vorwinterabend. Des Jindrak Hütte ſtand auf einem Bühl. Man ſah ins Land, über dem der Nebel ſeine endloſen, unkörperlichen Fäden ſpann, nieder zur March, die weißlichgrau, geſchwellt von Oktoberregen zwiſchen dickem Weidicht ihr Bett erfüllte. Der Wallenta fühlte ſich ruhiger werden. Eine Dohle, die er ſich einmal gefangen und abgerichtet, um ſie bei Gelegenheit Annetſchka zu ſchenken, die ſicherlich noch niemals einen ſprechenden Vogel gehört, warf manchmal ein zorniges Wort in ihre Tanzweiſen und ſchlug ärgerlich mit den glänzend ſchwarzen, gekappten Flügeln; denn es war ihre Schlafenszeit, und man kümmerte ſich heute nicht darum. Wallenta drohte ihr mit dem Finger: „Sei ruhig, Peterl!“

Peterl ſpreizte die Flügel, fauchte, ſah den Wallenta mit blitzenden ſchwarzen Augen an und ſchimpfte weiter.

„Das iſt auch ſo ein Rabenvieh,“ knurrte der Cyrill.

„Sieht auch ganz ſo aus. Kann alſo nie-

mand auch mit ſchlimmen Willen beſtreiten," entgegnete Jindrak philoſophiſch.

„Ich dreh' ihm den Kragen um. Das kann mir gleichfalls niemand verbieten."

Peterl ſchien die freundliche Abſicht zu merken und krächzte höchſt bösartig und ergrimmt. Jindrak aber preßte ſeinen Blaſebalg mit Macht zuſammen. Er wollte mit Nachdruck und beiden Ellenbogen eine Paſſage herausquetſchen, die ihm vielleicht nicht gemütsvoll und gewiß nicht ſicher genug herauskam.

„Da werd' ich nun fortgehen," meinte der Wallenta melancholiſch, wie das immer nach dem fünften Viertelchen Schnaps bei ihm kam. „Fortgehen, von wo ich doch eigentlich zu Haus bin. Und keine Katz' wird um mich krähen."

„Du — das möcht' ich einmal hören," meinte der Jindrak und entfaltete ſeine Harmonika zu einem neuen Sturmlied.

„Sei nicht frech, Blinder. Aber fortgehen muß ich. Sonſt kommt nichts Gutes heraus, wenn ich noch länger da bin."

„Nein, Gutes kommt nichts heraus!" beſtätigte der Blinde.

„Du mußt mir nicht alles nachkrächzen, wie der Vogel, der vermaledeite," fuhr Wallenta auf,

„wer wird mich aber in der Heimat vermiſſen? Keine Menſchenſeele.“

Jindrak erſchrak und tat keinen Muck mehr. Er wußte, es ſei mit ſeinem Freund nicht immer gut Kirſchen eſſen.

„Allen hab' ich Gutes getan, und alle werden auf mich hacken, wenn ich erſt einmal fort bin. Aber das iſt einmal in der Welt ſo. Warum wird man ſchlecht? Weil die Welt miſerabel iſt.“

Jindrak betaſtete ſeine neue Harmonika zärtlich: „Ja, das iſt nun einmal in der Welt ſo.“

„Da wird man herumgehudelt im Leben. Was haben ſie allein beim Militär auf mir für Stückeln geſpielt, bis ich gemerkt hab', man kann auch auf andern ſpielen! Das wollen ſie ſich nicht gefallen laſſen. Alle haben ſie von mir gelernt.“

„Ja. Alle und allerhand,“ bezeugte der Blinde.

„Du am meiſten. Ein Pfuſcher warſt du, ein Bettelmuſikant, nach dem man nur tanzen konnte, wenn's einem ſchon ſehr in den Füßen juckte, und dem man ſeinen Kreuzer gibt, nur damit er um Gottes willen aufhört.“

„Ein Pfuſcher? Ein Bettelmuſikant? No, no!“ meinte Jindrak gekränkt.

„Wie hat's nur früher hier ausgeſehen! Wie bei einem Räuber, dem ſein Geſchäft ſehr ſchlecht geht. Und jetzt iſt's doch ganz menſchlich hier.“

„No ja. Aber ich war doch blind.“

„Das biſt jetzt auch noch. Aber ein Schwein biſt du nicht mehr. Eine Ordnung hab' ich in dich hineingebracht, wie man ſie beim Militär hat. Und ein Geld haſt auch.“

Der Blinde zuckte zuſammen. Davon hörte er ſehr ungern.

„Biſſel was. Biſſel was. Gar wenig,“ und er ſpreizte ſeine Finger ängſtlich, als müßt' er ſeinen Schatz behüten.

„Und deine Muſik machſt, daß es eine Paſſion iſt. Du wirſt an mich denken. Wirſt, Jindratſchku?“

„Gewiß werd' ich und mit Dank,“ entgegnete Jindrak ehrlich und befreit aufatmend.

Peterl legte den Kopf auf die Seite und ſchwieg. Der Blinde aber regte ſich nicht, horchte angeſpannt und zog die Luft tief in ſich. „Wie ein Lärm iſt's. Weit wo. Und es brandelt.“

„Unſinn. Die Nebel ſtreichen. Da brandelt's immer.“

„Sei ſtill, Wallenta. Hören und riechen tu' ich beſſer als du. Es brandelt richtig.“ Der Vogel ſtieß einen grellen Ton aus. „Der Peterl ſpürt auch etwas.“

„Laß mich ſehen.“ Er trat vor die Hütte.

Der Himmel war umzogen, und ein ſtarker Wind hatte ſich aufgemacht. Er fegte den Staub in Stößen vor ſich her. Es war trockene Zeit geweſen und gegen alle Ordnung der Dinge. Überm Grunde aber lag ein rötliches Licht, und wie ein Rauch erhob es ſich. Und da ſchlug es auch an. Gellend, ängſtlich, zappelig, immer wieder und ſchneller, wie ein Ruf um Hilfe: die Feuerglocke. „Du haſt recht. Es brennt."

„Wo denn?"

„Im Dorf. Nah beim Schloß. Kann ſein beim Zapletal."

„Gehſt hin?"

„Muß ich doch. Servus, Jindrak." Er zog ſich an und eilte dem Sturm entgegen. Hinter ihm aber in kurzen, ſchnellen Sprüngen flatterte etwas. Die Dohle folgte ihrem Herrn, angezogen vom immer ſtärkeren Geruch der Brandſtatt, völlig ermuntert von der Lohe, die ſich immer mächtiger und klarer aus der Nacht hob, die rot und gloſend am Himmel ſtand, dem Lärmen eines Dorfs, das geweckt war, da es ſich zur Ruhe begeben wollte, und nun zur Hilfe herbeieilte.

Es war ein wirres Getöſe. Angſtgeſchrei von Weibern, die nicht wußten, wo die Gefahr eigentlich herdrohte. Johlen und Greinen von Kindern. Sie überfüllten und verengten die

Dorfſtraße, in der ſich ſchon manches Gerümpel zu türmen begann, das man retten wollte. Blöken, Quietſchen, Wiehern und Gebelfer von Haustieren, die man der Sicherheit halber ins Freie gelaſſen. Und laut und immer ſchrecklicher das Praſſeln der Flammen, und ihre Zungen ſtiegen hoch und höher in die Finſternis und glühten den weißen Kirchturm an, daß ſein Kupferdach blänkte und er geiſterhaft in der Nacht ſtand und man das Zittern und Schwingen der Glocken ſah; und ſie leckten gierig und ſehnſüchtig nach dem Schloß hinüber.

Wallenta überflog dies mit einem Blick. Eine Spritze kam herangeraſſelt. Er ſchwang ſich auf den Bock, ergriff die Zügel, die man ihm ohne Wort und Einſpruch überließ. Hinten herum, über Sturzäcker, auf denen der ſchwere Wagen tief einſank und bedenklich ſchwankte, lenkte er ſein Geſpann. Es ging dennoch ſchneller als durch die Dorfſtraße, und man mußte nicht aufpaſſen und der Flüchtenden halber kaum Schritt fahren, und es beſtand keine Gefahr, daß die Pferde von unmittelbaren Flammenſchein und all dem Lärm ſcheu würden. Einmal ſah er ſich um. Auf der Pumpe ſaß die Dohle, klaſchte vor Vergnügen mit den Fittichen und ſah aus, wie ein kleiner Dämon. Er ſchlug mit der Peitſche nach

ihr, ſie hob die Schwingen und vermied den Hieb gewandt.

„Das Vieh bringt mir Unglück," ſchoß ihm durch den Kopf, und er zog den Pferden eins über, daß ſie mächtig ſtiegen. „Annetſchka," rief der Vogel darein, und dann ſchalt er: „Spitzbub! Haderlump!" und ſchnatterte allerlei dummes Zeug.

Ein tiefes Dunkel — der Laubengang vor dem Schloß. Auch kahl warfen die Stämme und das verwachſene Gezweig tiefe Schatten. Über den Bäumen aber ſtand es wie ein ſehr kräftiges und leuchtendes Abendrot, und goldene Funken zogen windſchnell vorüber. Das war brennendes Getreide, — das fliegt weit und zündet bös.

Die Pferde ſchäumten, keuchten. So waren ſie noch nie gehetzt worden, eine ſo eiſerne Fauſt hatte ihre Zügel ſchon lange nicht regiert, ſie emporgeriſſen, wenn ſie ſtraucheln wollten. Wallenta ſprang ab, und ein Zujauchzen empfing ihn.

Auch hier eine heilloſe Verwirrung. Der dicke Feuerwehrhauptmann ſchoß zwecklos um, daß er kaum mehr ſchnaufen konnte, gab im jammernden Ton Befehle, um die ſich niemand kümmerte. Alles plagte ſich kopflos und ohne Leitung.

Wallenta hatte durch Zufall ſeine Feldwebelmütze aufgeſetzt. Er ſchob ſie aus der Stirn.

Kühn und frech sah er aus. Der Gischt des Brandes warf einen rötlichen Schein über sein blasses Gesicht, und seine Augen glühten. Die da an den Spritzen waren, dies waren fast durchweg seine Kameraden, hatten unter ihm gedient und harrten eigentlich nur seiner Befehle, denen blind zu gehorchen sie gewohnt waren.

Es war ihm leicht und freudig zu Mut, wie niemals seit langer, langer Zeit. Wie vor einer großen Aufgabe, vor die ihn das Schicksal selbst gestellt. Er winkte einen Burschen zu sich: „Die Ställe sind leer, Honsik?"

„Ja, das Vieh ist draußen, meld' ich."

„Ist gut. Eine Kette bilden bis zum Mühlbach. Eine Kette von Weibern, die Wasser reichen. Vier Mann an die Hauspumpe!"

Es geschah. Die Frauenzimmer, die bis dahin nur im Weg gestanden, sahen sich nützlich beschäftigt. „Die Ställe und Scheune brennen lassen. Alle Spritzen gegen den Gerätschuppen."

„Warum?"

„Hierher geht der Wind. Fängt der Schuppen, so ist das Haus nicht mehr zu halten und vielleicht nicht einmal mehr das Schloß. Das sind alte Schindeln, die fliegen weit und sind wie Streichhölzchen. Zwei Mann aufs Dach!"

Eine Pause. Die Pumpen quäkten, die Flam-

men praſſelten und ziſchten gewaltig, wenn ihnen immer neue Ströme Waſſer entgegengeſchleudert wurden. Wallenta war allenthalben, immer die Dohle hinter ſich.

„Der Hauptmann und ſein Adjutant," ſcherzten die Burſchen, die gutlaunig wurden. Denn ſie ſpürten den Nutzen ſeiner Gegenwart und die Klarheit ſeiner Befehle. Und auf einmal erhob der Vogel ſeinen Ruf „Annetſchka!" Er fand kein Echo. Keine Erwiderung.

Ein wirres Schreien: „Annetſchka!" Kein Kinderſtimmchen antwortete.

Wo war ſie? Niemand hatte ſie geſehen.

Im Wohnhaus war ſie gewiß nicht geweſen. Das hatte man gründlich ausgeräumt. Alles Gerümpel ſtand da zu Haufe und gleißte im Widerſchein. Nur Annetſchka fehlte, und ein allgemeines Jammern, durch das der tiefe Alt einer ihm vertrauten Frauenſtimme wie eine Trauerglocke vorſchlug, begann: „Jeſus, Maria, Joſeph! Annetſchka brennt!"

Das war wie eine Litanei. Eintönig und in ſeiner ewigen Wiederholung dennoch ſo ſchrecklich aufregend.

Der Wallenta reckte ſich: „Wo iſt das Feuer ausgebrochen?" und ſeine Stimme klang heiſer und tonlos.

Man wies auf einen Stadel, der ganz in Flammen ſtand.

„Wann und wo hat man das Kind zuletzt geſehen?“

Darauf wußte niemand Beſcheid. Der erzählte dies, ein anderer juſt das Gegenteil. Beſtimmtes wußte keiner. Wallenta zog die Stirn kraus, während die Rettungsarbeiten unter ſeinem Befehle weiter gingen und des Zapletal ſchreckliches Ächzen und Schluchzen und ſeine unſinnigen Verheißungen durch das ſchrille Gewimmer von Weiberſtimmen klangen. War das Kind in jener Scheuer, dann allerdings war kaum mehr eine Rettung dafür.

Und das war möglich. Eben das. Gerade das. Denn eben hier hatte er ſich dieſen Nachmittag mit der Madlena getroffen, die ihm widerwillig genug nachgegeben, und dahier hatten ſie ſich noch ſo ſehr gezankt und geſtritten. Und es war ihm doch immer geweſen, und nun beſtand es als Tatſache: es raſchelte hinter ihnen wie von flinken Mäuſe- oder Kinderfüßchen. Sie war ihnen doch überall hin nachgeſchlichen, wo ſie's nur konnte, der Spion, der kleine. Nun hatte ſie's.

„Annetſchka!“ kreiſchte die Dohle auf einem

entlaubten Baum, eben da es auf Erden einen Augenblick ſchwieg. Er bückte ſich und ſchleuderte mit einem ingrimmigen Fluch einen Stein nach ihr. Aber ſeine Hand war ſo ſehr unſicher. Er traf ſie nicht. Nur nach dem Himmel ſah er. Der ſtand kupferrot und angeglüht vor ihm. Und da ſtand auch die Zapletal vor ihm und ſah ihn an, und ihm war, als ſei die ganze Welt verſunken, und ſie ſtänden beide einzig darauf. Und was für Augen ſie nur an ſich hatte! Er hatte einmal, aus beſonderen Umſtänden, einen Zug kommandiert, der einen armen Sünder zum Galgen führte, weil er ſeinen Korporal erſchoß. Ganz ſolche Augen machte die Madlena — voll Furcht vor etwas Unbegreiflichem und voll von Wahnſinn.

„Ja! Da iſt nichts zu machen!“ ſprach er nur für ſich und dennoch laut. Die Madlena aber ſah ihn immer nur an: flehend, fordernd und ſehr gebieteriſch. Ja — was wollte ſie von ihm? Und wenn ſie's ſchon forderte, warum tat ſie's nicht lieber ſelbſt, der's doch zunächſt zuſtand? Und er fühlt es mit aller Beſtimmtheit: die gleichen Gedanken über Annetſchkas Ausgang, die ihn verſtörten, waren auf ganz dem gleichen Weg auch in ihr wach geworden. Denn noch etwas lag in ihrem Blick: ein unbändiger

und dennoch feiger Haß, vorläufig nur niedergehalten von einer Hoffnung . . .

Hoffnung? Worauf? Daß er sein Leben wegwerfen werde in einem tollen Versuch, den Fratzen zu retten, der ihnen offenbar nachgeschlichen und in der halben Dunkelheit eingeschlafen war? Dem wahrscheinlich kein Knochen mehr weh tat? Das aber war so sicher nicht. Eigentlich brannte doch nur das Gebälk und sandte seine Gluten in die Welt. Die Scheuer selbst, solid gemauert, stand. Sie konnte schon noch leben. Sie war zu retten, wenn jemand den Mut dazu erschwang.

Eine solche Tat zu fordern aber war doch Wahnsinn. Und begehrte man sie hundertmal von einem, an den man guten Anspruch hatte! Ja — und nun hatt' er's. Sie mußte verrückt werden, kam das Kind so durch ihre Versündigung um, und es trat wie ein Feuerschein in ihn ein — er hatte sie dann zum Irrsinn gebracht und sie und Annetschka und den alten Zapletal auf dem Gewissen. Er schüttelte sich heftig, als müsse er eine schwere Last von sich abbeuteln. Und immer Neues, Leidenschaftliches ging ihm durch die Brust.

Denn an diesem Kind, das so wehleidig war wie eins und nun einen so martervollen Tod er-

dulden mußte wie keins, das er selbst so lieb gehabt, trotz allen Ärgers, daß es seine Neigung nicht erwidern gewollt, an dieser Annetschka liegt trotz all seines selbstherrlichen Gefühls mehr als an ihm.

Verschwänd' er, so war's eine Erleichterung mindestens für zwei Menschen, denen er das Leben verstörte. Ging aber das Kind zugrund, so war es diesen zwei Menschen eine immerwährende und unauslöschliche Hölle. Da hineinsetzen hatte er sie gewiß nicht wollen und hat es dennoch getan. Und er verstand: ein Einzelner halte noch so viel und aus bestem Grund von sich, er ist dennoch nicht mehr wert, als ihn die übrigen einschätzen und ihm zugestehen wollen.

Und man erwartete es doch von ihm. Etwas, dessen sonst niemand fähig war. Das war ja immer so gewesen. Was sich niemand traute, das sollte der Wallenta vollbringen. Und was war sein Dank dafür? Daß man ihn einen niederträchtigen Kerl schimpfte. Natürlich hinterrücks. Der sich's ihm ins Gesicht getraut hätte, den hätte Cyrill Wallenta gar zu gern kennen gelernt.

Da war nun Gelegenheit, wie sie bestimmt nie wieder kam, eine Tat zu tun, an die sich niemand wagte, eine Tat, wie sie seiner Frechheit

und ſeiner Eitelkeit zugleich ſchmeichelte. Das war ſo ein Brillantfeuerwerk, entzündet, Cyrill Wallentas Abſchied zu feiern und ins gebührende Licht zu ſetzen. Nur zu gering erſchien es ihm für dieſen Zweck. Glückte dies Unterfangen, ſo vergoldete er ſein ganzes Leben, es war nun, wie es war, und zwang ſie, von ihm zu ſprechen, wenn er längſt nicht mehr da war. Eine Tat wär's, die mit einem Fußtritt all dies Geſindel, das er ſo lange um ſich geduldet, von ihm ſchied — und ſeine eigene Vergangenheit auch. Alles regte ihn ſo auf, drängte ihn zu einem Entſchluß. Dies häßliche Gebimmel: „Helft, kommt! Helft, kommt!" der Feuerglocke, die immer ängſtlicher und ſchneller anſchlug, die Augen voll Höllenangſt der Madlena. Und ſein innerlicher Nihilismus dazu. Was lag an ihm? Überhaupt an ſonſt einem Menſchen? Nur dies Kind war unerſetzlich, wenn es ſonſt der Leute nur zu viel auf der Welt gab.

Er bückte ſich, tauchte zwei Pferdedecken tief ins Waſſer. „Alle Spritzen auf die Scheuer. Für den Schuppen genügt eine!" Seine Stimme klang klar. Er ſchlug die Decken um ſich und lief in weiten Sprüngen über den Hof. Da ſah man ihn und dort. Wo er ſie zu finden gefürchtet, dort war Annetſchka nicht. Das war ihm eine

Erleichterung und ein gutes Vorzeichen. Wo er auftauchte, dorthin ſandte man den vollen Strahl der Spritzen. Er dampfte, knickte zuſammen, traf ihn die Wucht der Waſſer, und taumelte weiter durch Rauch und Gluten. Wie ein Verdammter erſchien er ſich ſelbſt und den andern, der durch die Hölle ſchwankt. Er verſchwand. Eine endloſe Pauſe. Da ... er hielt etwas hoch in den Armen, und durch die ſchreckliche Nacht klang das zornige Weinen eines Kinderſtimmchens.

Ein Jubelſchrei: „Annetſchka!“ „Bravo, Wallenta!“ Ein Angſtruf: „Achtung, Wallenta!“

Er hob, geblendet von all den Grellheiten, durch die er geſtürmt, den Kopf, hielt die Hand vors Auge, tat einen Schritt vorwärts. In ſein Verderben. Ein ungeheurer Balken ſtürzte, traf ihn mit voller Macht. Ein unſicheres Vorwärtstaumeln, immer das Kind in den Armen. Dann brach er in die Kniee und ſtöhnte. Dann ſank er hin ...

Das Feuer war niedergebrannt. Die Menge hatte ſich verlaufen. Noch ſtieg unter der Gewalt der Wachtſpritze eine einzelne, aufgeſchreckte Flamme auf und glühte das Schloß an und den Cajetan Zapletal, der unbeweglich mit ſeinen kranken Beinen daſaß und grübelte. Er war

hoch versichert, und der Brand gab ihm nun nur neue und flüssige Mittel zur Verfolgung seiner alten Pläne. Vor ihm lag regungslos Cyrill Wallenta. Die Madlena war fort. Unterkunft für die Nacht bereiten. In des Vaters Schoß hatte man Annetschka weich und warm gebettet, und sie schlief. Er hob die Faust gegen das Schloß, das geisterhaft klar und nahe stand, beugte sich über sein Kind, schlug ein Kreuz darüber und flüsterte heiser und ängstlich, um sie ja nicht zu wecken: „Annetschka, mein Herzerl, du wirst doch noch im Schloß schlafen."

Ruzena Capek

Der Prozeß iſt annoch beim Kreisgericht Ungariſch-Hradiſch anhängig.

Wie die Geſchworenen, für die zum Teil ſelbſt der Aufenthalt in dem kleinen, mähriſchen Städtchen ſchon eine Zerſtreuung wie mannigfache Aufregung bedeutet, darüber urteilen werden, läßt ſich durchaus nicht vorherſagen. Unter allen Umſtänden: der Anwalt freut ſich der großen Aufgabe, die ſeiner harren wird, und macht gar kein Hehl daraus.

Der Fall aber, der ein junges und tapferes Weib unter einer ſchweren Schuld des Gattenmordes auf die Anklagebank geführt hat, iſt vielleicht merkwürdig genug, um ſo erzählt zu werden, wie er im Heimatsdorfe der Ruzena Capek umläuft. Hätten wir franzöſiſche Geſchworene, ſo müßte man ſich über ihr Schickſal keinerlei Gedanken machen. Denn ihr eigenes Gewiſſen hat die Ruzena durchaus nicht zu fürchten. Was

ſie getan hat, kann davor beſtehen und war höchſt notwendig, nicht nur entſchuldbar nach ihren Begriffen.

* * *

In der Heimat der Ruzena gab es natürlich keinen andern Geſprächsſtoff.

Jeder wollte dies Ende ihrer Ehe voraus gewußt haben und fühlte ſich alſo als Weiſer und Kündiger der Zukunft.

Zeugen wurden einvernommen und berichteten daheim gewichtig, wie ſie ausgeſagt und ſich vor den Herren vom hohen Gericht benommen hätten.

Jede Einzelheit der letzten Jahre wurde ſo entrollt und durchgeſprochen. Denn das Dorf hat ein erſtaunliches Gedächtnis für alles, was einen daraus angeht oder betroffen hat.

Nur diejenige, die am meiſten gewußt hätte, die Tereſa, die Schweſter der Angeklagten, hielt ſich ganz ſtill für ſich und weinte ſich für ſich aus. Übrigens lag ja nunmehr auch die volle Sorge für das große Anweſen und den Bruder allein auf ihr. Keine Kleinigkeit, wenn man noch ſelber ſo ſehr jung iſt und bis vor kurzem geneigt geweſen war, ſich als Kind zu betrachten und hätſcheln zu laſſen.

Übrigens war die Ruzena Capek immer ein eigenes Mädel gewesen. Ganz für sich und gar nicht wie die anderen.

Nämlich, sie hatten ihr doch beide Eltern hintereinander begraben. Sie waren an der Cholera gestorben, da die Älteste eben erst zu ihren Jahren und zu ihrem Verstand gekommen war.

Den Bruder, der den Hof hätte übernehmen sollen, den hatte man in einem Raufhandel zu einem elenden und gottesarmen Krüppel gestochen. Füttern und anziehen mußte man ihn wie ein kleines Kind, er konnte nur stammeln und deuten, was er wolle, und ganz so, mit einem grenzenlosen Mitleiden, hatte ihn die Ruzena gern und sorgte dafür, daß es ihm an nichts fehle und er seinen Platz in der Sonne habe, die ihm wohl tat. Sie litt nicht, daß man ihn bemitleide. Innerlich, meinte sie, sei er immer noch klüger als die meisten. Er sehe und begreife alles gar wohl. Nur herzeigen könne er es nicht mehr, der Arme, seit damals, wo so viele wie die wilden Tiere über den einen herfielen und ihn so mörderisch mit Schlägen und Messern behandelten. Der Schrecken saß in ihm und lähmte. Ja freilich — es gibt kein böseres Volk als die Welschen, die Taljani, die dazumal im Dorf ge-

arbeitet. Wich dieſe Angſt einmal, ſo wurde er zwar leider Gottes gewiß nicht mehr heil, aber ſonſt ganz, wie er geweſen war.

Von ihren Verwandten mochte ſie durchaus nichts wiſſen. Nämlich: das waren lauter Bettelleut' und hatten nichts im Kopf, nur wie man die Ruzena ſcheren und um das Ihrige prellen könnte. So ein Waiſengut, das iſt wie Heu in einer Raufe. Jedes Roß, das vorübergeht, möchte ſich ſein Maul voll davon abrupfen. Es gibt gar viele, die es nicht anders anſehen, als wär' es herrenlos und jeder könne danach greifen, bis man ihm eben nachdrücklich und ſo auf die langen Finger klopft, daß er es merkt — und, wie man das ſo macht, daß es weh tut, dies hatte die Ruzena bald heraus. Das kommt mit der Übung, und hernach hat man's nur ſo im Griff.

Man hatte ihr natürlich von Gerichts wegen einen Vormund beſtellt. Das iſt nun einmal ſo bei uns — und ſei ein Weib noch ſo tüchtig, es muß jemand zu ſeiner Aufſicht eingeſetzt ſein. Ein weitläufiger Vetter war es; ein recht dürftiger Hund, der die Ruzena gerne geheiratet hätte, weil er ein angejahrter Witwer war. Sie ließ ſich anglotzen, ſo viel er nur mochte; das ſchadet weder, noch beißt es einem was ab; ließ ihn von der

Heiligkeit des Eheſtandes reden, ſo viel ihm geſund war. Darein reden in ihre Wirtſchaft ließ ſie ſich kein Wort, und nur manchmal, wenn er es ihr gar zu dumm und gar zu läſtig trieb, warf ſie ihm einen fetten Biſſen hin. Danach ſchnappte er ſo heftig, daß er ſein Maul zu nichts anderem gebrauchen konnte.

Und ſo hauſte die Ruzena Capek auf ihrem Hof mit ihrer Schweſter Thereſa und mit dem armen Krüppel, den nie und nimmer zu verlaſſen ſie ſich geſchworen hatte. Zu ſorgen und zu betreuen hatte ſie genug; und mehr erwartete und verlangte ſie nicht einmal vom Leben. Denn ſie war früh ernſt geweſen und ward es nur immer mehr. Man hatte nie von einer Liebſchaft auch nur gemunkelt bei ihr.

Sie war nicht im mindeſten hübſch. Sie ſah nämlich viel ſchwächer aus, als ſie ſich hernach bei der Arbeit erwies. Ihr ſchlug kein Eſſen an. Etwas bläßlich war ſie immer, und ſie färbte ſich nicht beſſer, auch wenn ſie ſich noch ſo ſehr anſtrengte. Auch der Mund war ſchmal wie ein Strich und nur ganz wenig rot, die Naſe länglich geraten und etwas ſpitz, das Haar und die Augen aber waren ſchwarz. Sie lachte faſt niemals, und man hörte nie ein lautes Wort von ihr; ſie hatte einen traurigen und nachdenklichen Blick und war

eigentlich am hübſcheſten, wenn ſie neben dem kranken Willem ſaß in einer Pauſe, die ſie ſich ſelten genug gönnte, und ſie ſtreichelte ihm ſeine ſehr magere Hand und erzählte ihm mancherlei, das er mit einem immer gleichen, ſtumpfen Kopfnicken vernahm. Verſtand er's? Sie hätt' ein Jurament darauf abgelegt. Und wenn ſchon nicht? Der behielt alles bei ſich und verriet kein Sterbenswörtchen.

Denn ſie haßte den Klatſch, der im Dorfe ſo heimiſch iſt, aus den tiefſten Gefühlen ihrer Natur heraus. Und ſie traute niemandem. Gegen wen ſie ſich ſtellten, der hatte bei der Ruzena ſchon darum etwas für ſich. Und deshalb hielt ſie ſich ſo, daß keinerlei Gerede ihr zu nahe konnte, und verkehrte mit keinem, für ſo hochmütig man ſie auch beſchrie. Etwas mußten ſie ja jedem anheften. Da war dieſes noch immer das Beſte.

An die Ehe dachte ſie nicht. Denn ſie fühlte ſich ganz wohl und geborgen, wo ſie war. Sie hatte keine Liebe zu Kindern und keinen Sinn für Zerſtreuung. Ihre Unabhängigkeit, die ſie ſchwer genug behauptet hatte, die wollte ſie nicht mehr preisgeben. Es war ihr widrig, ſich jemanden neben ihr zu denken, dem ſie Rechenſchaft über jeden ihrer Schritte, wohl gar von ihren Gedanken ſchulde, der ſich Rechte über ihre Hand-

lungen und ihre Person anmaße, die sie aus freien Stücken niemandem zugestanden hätte.

So kamen die Freier und gingen. Die Nachbarinnen, die vordem der Vermittlung so beflissen waren, ließen in ihrem Eifer nach. Welche Bekanntschaft man ihr nahelegte, es war mit der Ruzena nichts zu beginnen. Sie beharrte: die Teresa, käme sie zu ihren Jahren, sollte heiraten. Die werde hübsch und dumm und unselbständig genug. Sie aber wolle mit dem Willem, und sonst allein bleiben.

* * *

Es war zu Beginn des November gewesen.

Die Sonne schien hell. Sie überglitzerte und taute das dünne, klirrende Eis, das der vorzeitige Allerheiligenfrost über Nacht auf Tümpeln und Lachen gebildet hatte.

Vor dem Flecken erhob sich ein Hügel, ansehnlich genug für dieses flache Land. Er soll dem Volksglauben nach die Marke der Züge des wilden Zizka bedeuten. Bis hierher trug er die Glut des Scheiterhaufens von Constanz, ehe er sich wandte, um zu sterben. Und darum heißt die Höhe bis diesen Tag „Kehr' um, Zizka!"

Der Bursche, der einen Tag nach Allerseelen

da oben ſtand, erwog gleichfalls, ob Umkehr nicht vielleicht das Vernünftigſte wäre.

Die Bäume waren entlaubt, und ſo ſtellte ſich mehr als ſonſt vom Dorfe dar. Man ſah das weiße Schloß, den Kirchturm und jenes Gebüſch, das den Lauf der March umſäumt und andeutet. Der Strom ſelber ſchmiegte ſich zu innig in den winterlich braunen, reichen Talgrund, ging auch zu ſeicht, als daß man ſein Blinken hätte gewahren können.

Der Wanderer ſah aus, ſtark und häßlich wie ein Gnom. Viel zu kurz geraten für die Breite ſeiner Schultern. Ein mächtiger Schädel, mit dem man Mauern einrennen konnte, Augen trüb und verquollen wie die eines Trinkers, der gern in die Nacht ſchwärmt, ohne Brauen und faſt ohne Wimpern, ſo daß ihr Blick etwas Unverſchämtes und Aufreizendes hatte; keine Spur von Bart im Geſicht. So ſtierte er, die Hand vor der ſehr niedrigen Stirne, nach der Ortſchaft und war ungewiß.

Eigentlich hatte er da nichts zu ſuchen. Er war ſo viele Jahre fort geweſen, erſt bei den Kaiſerlichen, wo er nicht gut getan hatte, und den beſten Teil ſeiner Dienſtzeit ewiger Raufereien halber im Arreſt verbrachte, dann auf

Wanderſchaft, halt nach dem Stückerl Brot, und ſo niemand hatte ihn da unten vermißt, daß er ſelber nicht wußte, was ihn eigentlich herzog, wo er nichts verloren oder zu finden wußte. Vielleicht, weil er da doch daheim war?

Wär' es noch Sommer geweſen! Da mußte man ſich nicht um Obdach und Nahrung ängſtigen. Man konnte in den Auen nächtigen, machte ſich ſein Feuer aus grünem Holz, damit einen die Gelſen nicht bei lebendigem Leib auffreſſen, und, was man an Futter braucht, das gab der Fluß oder man legte Fallen. Darauf verſtand ſich der Wojtech Hermann wie keiner und kochen konnt' er — der vom Grafen hätt' immer noch was von ihm lernen können, trotz weißer Schürze und weißer Kappe, mit denen er ſich ſo patzig machte.

Jetzt aber — im Winter! Wahrhaftig, er hätte meinen müſſen, der Teufel ſelber habe ihn hergeritten. Da gab es wohl nichts anderes, wie arbeiten. Entweder in der Zuckerfabrik, bei den Keſſeln, wo man vor der Hitze närriſch wurde, oder im Holzſchlagen, wo man vor der Kälte wieder nicht zu ſich kommen konnte. Und die Herrſchaft weiß ſehr gut, wer ſich ihr jetzt verdingt, der muß nehmen, was er kriegt, und ſie nützt das und ſie zahlt einen Lohn, daß man ſich

vor ſich ſelber ſchämen muß, man rührt dafür nur eine Hand.

Aber wo war es denn jetzt beſſer? In der Stadt, wo man warten mußte, ob nicht vielleicht doch Schnee fiel? Die einzige Arbeit ſtockte, die ihm ſonſt behagte: die am Bau. Da mußte ſich niemand mehr anſtrengen, als ihm juſt paßte und zuträglich war, und man konnte immer ſeinen Spaß mit den Helferinnen treiben. Und das hatte der Wojtech gern, ſehr gern.

Er zündete ſich einen Naſenwärmer an. Ganz trübſelig rauchte er vor ſich hin. Ja — das war doch ein richtiges Hundeleben, das er von Kind auf geführt!

Er mußte wiederum lachen, wenn er ſich die Segensſprüche beſchwor, mit denen man ihn zum Abſchied begabt. Nur, daß ſie ihm nicht bis zur Dorfgrenze das Geleite gaben, der Gewißheit halber, daß ſie ſeiner ledig würden. Ordentlich glücklich waren ſie doch geweſen, ihn vom Halſe zu bekommen. Das Geſindel!

Er blickte aufwärts. Der Himmel hatte ſich grau umzogen und ein ſpringender Wind friſchte auf. Ja — und nun ſchneite er ihnen mit dem erſten Schnee wieder in das öde Neſt. Und dies war das Beſtimmende für ihn und ſeine Rückkehr: ſie würden ſich mit dem wiedergewonnenen

Mitbürger ganz über die Maßen freuen. Also: hinein denn ins Dorf!

Er nahm sein Bündelchen hoch. An den Stock, den er sich derb und dornig von einer Hecke geschnitten, band er sein blaues Taschentuch und ließ es gleich einer wehenden und siegreichen Fahne flattern. Zerlöchert genug war es dafür. Und breitbeinig und ganz entschlossen, ein Bursche, der sich vor nichts fürchtet, und dem Tod seinen Nasenstüber geben möchte, stapfte er durch die ersten fallenden Flocken in seine Heimat.

Es war im Talgrund wärmer als auf der Höhe. Er fühlte und das tat ihm wohl. Aus allen Schornsteinen stieg ein feiner Rauch und weckte Gedanken an allerhand gute und nahrhafte Dinge, die nun zu Mittag gekocht würden. Wojtech Hermann trat in ein Wirtshaus und ließ sich ein Stück Brot und ein tüchtiges Glas Schnaps geben, damit er sich nicht den Magen erkälte. Die Stube war so hübsch geheizt. Er wärmte sich am Ofen, überzählte seine Barschaft, seufzte und duselte. Denn wie Hunde und Katzen, so konnt' er einschlafen, wann es ihm gefiel.

* *
*

Es war ihm eigentlich keinen Augenblick bang um sich und seine Zukunft. Wer sich von Kindesbeinen allein durchbeißen muß, der gewinnt einen gewissen Fatalismus. Er rechnet damit, daß ihm manchmal eine Nuß unterkommen wird, so hart, daß man meint, der Schädel krache einem.

Muß sie aber geknackt sein, so wird ein starkes Gebiß auch damit fertig. Es ist nur bitter, wenn der Kern hernach so ist, daß man spuckt und nochmals das ganze Gesicht verzerrt. Auch das ist nicht immer zu vermeiden.

Er war, gelinde gesagt — auf dem Dorf drückt man sich deutlicher aus — ein Waisenkind gewesen. So sehr sogar, daß man nichts von seinem Vater wußte, während die Mutter an seiner Geburt verstorben war. Mit dem lieben Vieh und wie dasselbe hatte man ihn aufwachsen lassen.

Wem er gerade zur ungelegenen Zeit — und willkommen war er niemals und niemandem! — vor den Füßen herumkrabbelte, der stieß nach ihm, ganz gleich, wohin er traf. So hielt's seine Pflegerin, so blieb's in der Sitte. Das war so, daß er sich beinahe wunderte, blieb er einen ganzen Tag ungepufft oder ohne daß eine mehr neugierige als sanfte Frauenhand unter-

ſuchte, ob wirklich ſein eigenes Haar ſo ſtruppig auf ſeinem viereckigen Schädel ſitze.

Bei dem allen war er gediehen. Zu einer ungemeinen Kraft und Behendigkeit. Und, weil er ſich oftmals ſalvieren mußte, weil ſehr früh jeder üble Streich im Dorf ihm zugeſchrieben wurde, ſo kannte er bald jeden Schlich und jeden Steg wie keiner. Er war tückiſch und grauſam. Wer mit ihm raufte, den richtete er erbarmungslos zu, auch nachdem er ihn ſchon niedergeworfen hatte. Er ſicherte ſich ſo einige Ruhe. Zeigte ihn aber einer an, der konnte gewiß ſein, daß ihm beim nächſten Baden in der March etwas Unangenehmes paſſierte, denn der Wojtech konnte ſchwimmen und tauchen wie ein Otter — oder daß ihn unverſehens ein Steinwurf traf, ohne daß jemand zu erſpähen war, der ihn getan haben konnte.

Er hatte dem Hirten ſpäterhin geholfen. Und dies Leben hätt' ihm eigentlich für immer am beſten gepaßt. Wenn er durch das Dorf mit ſeiner Peitſche knallen konnte, worin er es bald ſeinem Meiſter vortat, und es drängte ſich das liebe Vieh heran, ſo kam er ſich wie ein Befehlshaber vor und fühlte ſich gewaltig und nicht ohne Grund herzlich beneidet von allen Buben, die zur Schule oder aufs Feld mußten. Draußen aber

ward ihm erſt recht behaglich. Da konnte man ſich ein Fleckchen ausſuchen, auf das die Sonne ſo warm ſchien. Sich hinräkeln in das ſanfte Gras und in den hohen Himmel ſtarren, der immer durchſichtiger ward, ſich über einen ſenkte und zu Frühlingszeiten erfüllt war von unendlichem Lerchenjubel; um und um ein ſanftes Gebimmel von großen und kleinen Schellen. Und man wurde ſchwindelig vor der vielen Bewegung, dem Bücken und Heben der vielen Tiere, den Farben: rotbunt, ſchwarz, weiß, ſcheckig, die ſich auf dem grünen Grunde durcheinander ſchoben, ſchläfrig vor dem eintönigen Schnauben, und genoß einer innigen und ſchönen Trägheit.

Nur freilich, gehorchte ein Tier in ſeiner Unvernunft nicht augenblicklich, brach es die Reihe — oder verſuchte es in eine Hecke einzudringen, oder ſich im Kleefeld zu verlaufen, das ſo üppig und gefährlich lockte, dann geriet der Wojtech in eine beſinnungsloſe Wut. Dann ſchlug er, wohin es eben traf, und der Hirte wagte nichts mehr gegen ihn. So ſehr fürchtete er ſich ſelber vor dem hinterliſtigen und gewalttätigen Buben.

Das aber kam auf und darum ließ man ihn nicht dabei. Ein Handwerk aber mocht' er durchaus nicht lernen. Und, als ihn einmal der Herr Pfarrer, der obendrein Dechant war und ſogar

beim Fürſtbiſchof etwas galt, eine väterliche Vermahnung hielt, was denn auf dieſe Weiſe mit dem Wojtech werden, und ob er durchaus zur Hölle fahren wollte, da ſtand er wie ein Stock und ſtierte ihn ohne alle Gegenrede ſehr frech an. Und, als ſich der Herr Dechant in ſeiner Bekümmernis, denn es ging doch um eine getaufte Seele, umſah, da ſtand der Bube immer noch, wo man ihn verlaſſen hatte, ſtreckte die Zunge heraus, ſo lang es gehen wollte, und das Gewand des hochwürdigen Herrn war ſehr hoch hinauf mit Kotklümpchen beſpritzt. Darin hatte der Junge eine Fertigkeit, das mit den bloßen Zehen zu tun und ohne daß es einer merken konnte, der auf eine ſolche Niederträchtigkeit natürlich nicht gefaßt geweſen iſt. So voll ausgeſpitzter Schlechtigkeiten war der Wojtech von kleinauf.

Er war wie ein Tier. Ganz ohne Scham oder Achtung vor einem, der nicht eben ſtärker war wie er. Er witterte aus, wann und wo die Mädchen badeten, und trieb damit unerhörten Unfug. Und mit den Italienern machte er Bruderſchaft. Ohnedies iſt das ein Diebsvolk ohnegleichen. So paßten ſie zu einander. Nun hatten ſie gar einen, der ihnen jede Gelegenheit für Galgenſtreiche ausſpürte und ver-

riet. Es läßt ſich denken: gar nichts mehr im Ort war in alle Ewigkeit vor ihnen ſicher. Natürlich kam bald alles, was ſich begab, dem Wojtech aufs Kerbholz. Schlug man ihn, ſo warf er ſich gern unter mörderlichem Geheule flach auf den Boden, und er verſtand es alsdann, Anfälle und Zuckungen zu heucheln, daß man erſchrak und von ihm abließ. Hatten ſich ſeine Bedränger aber erſt entfernt, dann hörte man einen gellen Pfiff und der Wojtech verſchwand mit einer unheimlichen Schnelligkeit, völlig munter und als wäre nichts geſchehen.

Mit aller ihrer Mühe — nur ein dickes Fell haben ſie ihm angeprügelt. Nun, und das kann einer gebrauchen, wie er war. Nicht eine Stunde in ſeinem nichtsnutzigen Leben war er krank. Da war ein großes Kinderſterben geweſen. Er ſcheute keine Anſteckung. Er half dem Totengräber. Er trug die kleinen Leichen, um deren Geneſung man gebetet, wenn man ihn jede Stunde nur verwünſchte. Und ihm geſchah nichts.

Damals traute er ſich zuerſt ins Wirtshaus. Mit ſeinem Gelde klimpernd, abgeriſſen, wie ein rechter Haderlak, ſaß er da und hatte keine kleine Meinung von ſich. Man hatte Ärger über ihn. Nicht einer, der an dieſem Tag in ſeinem Glas Bier oder in ſeinem Schnäpschen nicht ein

giftiges Geſchmäcklein verſpürt hätte. Deſto lieblicher ging es ihm ein. Er war fortab erwachſen. Und er brachte ſich bald Kameraden mit, Halunken aus der ganzen Umgebung, die ihm zuliefen, ihn als Meiſter anerkannten und bewunderten und ihm bei allen Schlechtigkeiten halfen. Und mit Schelmenliedern voll Unzucht höhnten ſie die allgemeine Trauer und lebten frech und ſonder Gedanken in den Tag.

Es läßt ſich ſomit denken, wie froh man war, als der Wojtech einrücken mußte. Man atmete auf, hoffte, ſeiner für immer ledig zu ſein. Und nun war er doch wieder da, frecher denn je, und jeder erkannte ihn, da er mit ſeiner Lumpenfahne durch das Dorf ſchritt, und alle Hühnerſteigen wurden geſperrt. Daß der Teufel doch niemals den holt, den er ſollte! Das iſt doch der Teufel! Eben der rechte Teufel!

* * *

Tut einer in jedem Sinn ſeine Pflicht, gegenüber den Seinigen, der Gemeinde und dem lieben Gott, dann heißt es: er iſt ſo weit ein ordentlicher Menſch.

So weit. Denn gerade in ſolchen Stücken müſſen die Leute nun einmal immer eine Einſchränkung machen.

Damit ist die Sache aber auch endgültig abgetan. Und darin soll er, neben dem Lohn in sich, von dem auch noch niemand fett geworden ist, sein Genügen haben und finden.

Treibt er aber rechten Unfug, macht er sich unliebsam in jedem Sinne, dann bereden sie ihn des Langen und Breiten. Und sie wundern sich über ihn, seine Streiche und seine Einfälle.

Er kommt in den Mund aller Welt. Und statt sich zu schämen, daß er so gar nicht guttun und seine arbeitsame Karre ziehen will für sein Kinderwägelchen voll loser Sachen, wird er, wenn er sonst danach ist, immer eitler und hochmütiger davon, als wär' er was rechtes, statt doch nur ein ausgewachsener Lumpenkerl zu sein.

Immer neue Nichtsnutzigkeiten heckt er aus. Ehe einem was Ordentliches einfällt, gar, ehe das ausgeführt ist, das braucht doch seine Zeit und will überlegt und festgemacht sein. Schlechtigkeiten aber schießen über Nacht auf, wie die Nesseln. Der sich an ihnen verbrennt, der schreit natürlich Zeter und vermehrt so den Spaß dessen, der sie gesät hat.

Und die Weiber schielen nach ihm und tun, als fürchteten sie sich. Und damit hat er denn auch schon einen Vorteil über sie, wenn er ihnen

dann einmal unverſehens begegnet. Und ſie tuſcheln, wann er vorübergeht, und winken einander heimlich mit den Augen, in die vielleicht mancher brave Junge ſich rechtſchaffen gern vergucken möchte. Und er verſteht das zu deuten: und ſo gewinnt er's ihnen immer leichter ab und nutzt ihre Neugier und ihre Dummheit ohne jedes Gewiſſen. Denn er hat ſelber keine Scham in ſich, und darin liegt immer etwas Anſteckendes.

Und mehr Zeit, hinter ihnen her zu ſein oder ihnen auf Feldwegen aufzupaſſen, hat er auch, wie einer, der ſeine Arbeit tut und hernach ſo müd' iſt, daß er Gott dankt, wenn er nur endlich ſeine Ruh' hat. Und hat er ſie ſatt, ſo läßt er ſie ſtehen — und was können ſie ihm anhaben, wo ſie ſich doch hernach vor ſich ſelber ſchämen müſſen, daß ſie ſich mit ſo einem überhaupt eingelaſſen haben? Und wenn es auch ſcheint, als tät' er etwas — ſo ganz bei der Sache iſt ein richtiger Tagedieb niemals, daß er ſich daneben nicht noch etwas ausſpintiſieren könnte.

So haben ſie den Wojtech Hermann viel zu bereden gehabt. Denn in der ganzen Zeit, die er fort war, hat er nichts von ſeinen Teufeleien verlernt und allerhand neue hat er ſich ausgeſonnen.

Wer nämlich Anlagen dafür hat, an dem

bleibt immer etwas picken. Nicht anders, wie Fliegen an einer Leimſpindel, die, wenn ſie recht voll iſt, auch nicht eben einen lieblichen Anblick gewährt.

Natürlich hat er ſeine Kameradſchaft mit den Italienern wieder angefangen. Denn einer, der was war oder auch nur vorſtellen wollte, der konnte ſich mit dieſem Habe- und Taugenichts doch keineswegs abgeben. Mindeſtens nicht, wenn einer in der Nähe war, der es ſehen konnte.

Im Kalkofen haben ſie geſchlafen. Und, wie abgeriſſen er war, dieſes war dem Wojtech einerlei. Gegeſſen hat er beſſer wie die Bauern. Denn er war ein richtiger Dieb und hat es gehalten wie der rote Fuchs. Der ſtiehlt auch niemals in der Nähe, nämlich dort nicht, wo er ſein Loch hat; dort nimmt er keine Feder weg. Jenſeits der Dorfgrenze aber hört alles Gemeingefühl auf und ſeinem Nachbar gönnt jeder neidlos einen Schaden. Hätt' er doch beſſer aufgepaßt! Und man reibt ſich die Hände.

Schlechte Weibsbilder gibt's immer und allenthalben. Und wenn ſie nur ihren Spaß haben, ſo iſt's ihnen gleich, wie oder mit wem. Und vor dem Gendarmen, dem ſonſt kein Steuer-

zahler den Reſpekt verweigert, vor dem hat dieſer Galgenvogel gar keine Achtung gehabt.

Wenn ihm der gedroht hat, er wird ſchon auf ihn und ſeine Schliche paſſen, ſo hat der Wojtech gegrinſt, bis ihm ſein Maul um die ganze, breite Viſage gegangen iſt, und hat gemeint, er ſoll lieber nicht damit ſeine Zeit verlieren. Denn er könne ſich vielleicht derweilen ein ſchönes Stück Geld und Ehre verdienen, indem er die Mörder der Madlena Hofmann finge, die man ſo jämmerlich umgebracht hat, ohne daß man bis heutigen Tages von den Tätern auch nur eine Ahnung hat. Entfernte ſich der zornig, ſo ſpöttelte ihm der Wojtech nach, ſo eilig ſei es nun wieder nicht. So in die Haut ſchlecht war der Hermann.

Man hat auch oft der Ruzena Capek von ihm und ſeinen Bübereien geſprochen.

Denn, weil ſich das Frauenzimmer ſo ſehr ſtill hielt und man es allgemein geachtet hat, ſo hat man ihr zugetragen, was ſich begeben hat, damit ſie doch wiſſe, daß ſie in der Gemeinſchaft lebt und dazu gehört. Dafür benützt man immer und überall am liebſten das Unangenehme.

Sie hat dann wohl zugehört, wie einer, der ſich eben nicht helfen kann, der nicht unhöflich ſein will und ſich alſo lieber zwingt. Denn ohnedies hat man ſie für ſehr hochmütig gehalten.

Hatte ſie aber genug, und hatte die Erzählende ihren guten Trunk Kaffee getrunken, auf den die Ruzena ſelber was hielt, und vom Kuchen, den die Capek ſo weiß buk, wie ſonſt niemand im Dorf, was natürlich jedesmal gebührend anerkannt und bewundert werden mußte, ſo viel in ſich hineingelegt, daß nichts mehr Platz hatte, dann zuckte die Ruzena die Achſeln und ſchürzte die Lippen ſo, daß man ihre ſpitzen Eckzähne ſah, was ſich ſehr hoffärtig machte und jede Erörterung abbiß: „Laß mich in Ruh' mit euerm Wojtech. Er iſt ein Haderlak!" und ſie wendete ſich zu ihrem armen Krüppel und ſtreichelte ihn und tat ihm ſchön nach Kräften. Und dabei dachte niemand im ganzen Ort ſo viel an den Haderlak, den Hermann, als eben die Ruzena in ihrer ſtillen Art, die es nicht begriff, wie ein junger und kräftiger Menſch ſo dem Herrgott den Tag abſtehlen und mit ſich und ſeinen Gaben nichts zu beginnen wiſſen ſollte . . .

* * *

Es wäre alles gegangen und man hätte ſich am Ende an den unbequemen Gaſt gewöhnt ohne ſeine verdammte Gewohnheit.

Er ſtichelte ſehr gern. Und er hatte ein Maul von der Art, die man nach dem Tode erſt noch

extra einmal erſchlagen muß. Sonſt keift ſie noch aus dem Grab heraus. Er mußte um jeden Preis und gegen allen ſeinen Vorteil immer das letzte Wort haben.

Ordentlich wie ein Weib war er darin. Und um einen Einfall oder einen ſchlechten Witz war er niemals verlegen.

Gegen jeden, er mochte noch ſo ehrbar erſcheinen, hat er was gewußt. In ſeiner vielen freien Zeit hat er ſich's ausgedacht, womit er einen ärgern konnte. Und weil er gute und überdies boshafte Augen im Kopf hatte, ſo hat er natürlich manches bemerkt, was ein anderer lieber überſehen oder vielleicht verſteckt halten wollte.

Das war nicht anders, als hätte man einen Spitzel im Dorf, vor dem nichts verborgen bleibt und der es juſt da und dann auskramt, wann's einem am allerwenigſten paßt. Und ſo plötzlich und immer vor Zeugen warf er's einem an den Kopf, daß man gar keine Antwort wußte, und nur völlig begoſſen dageſeſſen iſt. Das verdrießt und frißt an einem.

Ein einzelner aber hätte ſich nicht an ihn getraut. Denn er war ſo ſtark, daß nur der lahme Petraſch mit ihm hätt' allein fertig werden können. Der hatte wohl auch eine Wut auf ihn, weil der Wojtech ihn einmal beim Roßtäuſcheln be-

trogen hatte, denn damit und mit Vieh doktorn, das er bei seinem Hirten angefangen und hernach beim Fuhrwesen ausgelernt hatte, gab er sich ab und verstand's über einem Zigeuner. Aber wo und wie hätte der Petrasch den Hermann denn erwischen sollen? Der war flink und vorsichtig wie sonst nur ein Marder.

Er hatte sich ein neues Gewand gekauft. Wie's ein richtiger Hannak trägt, also durchaus nicht wohlfeil. Was brauchte er Bauerntracht, der doch kein Bauer war? Und wen hatt' er wieder um das Geld betrogen? Es stach natürlich vielen in die Augen, als er's am Samstag Abend zum erstenmal in die Kneipe führte. Er war sehr gut aufgelegt und frecher und spottlustiger denn je.

Ein Bursch um den anderen begann, mit ihm zu hökeln, bekam seinen Trumpf und verlor sich. Erst freute er sich seines Sieges; langsam wurde ihm nicht ganz wohl dabei, als er endlich so ganz vereinsamt in der Schenkstube zurückblieb. Auch die Dauertrinker gingen, nachdem sie viel gewispert und mit dem Daumen gedeutelt. Am Ende lauerten sie auf ihn. Und gerade diesen Abend war niemand von seinen Gesellen da. Am liebsten hätt' er auf einer Bank übernachtet. Oder hätt' er nur die Magd gekannt, daß sie ihn bei

ſich verſteckte! Aber leider Gottes — der Wirt hielt ſehr auf Ordnung. So blieb er mindeſtens ſchuldig: kam er zu Schaden, ſo ſollt' es wer anderer auch.

Draußen überfielen ſie ihn. Den erſten Hieb, und der gab gleich aus, tat der lahme Petraſch. Sie ſchlugen ihn die ganze Dorfſtraße entlang. Jeder Ausweg war ihm verſperrt.. Er wehrte ſich, ſo gut er konnte: aber es waren diesmal doch zu viele über einem.

Alles wurde wach. Schlaftrunkene Geſichter erſchienen an den Fenſtern, drückten an den Scheiben die Naſen noch breiter, als ſie ohnedies waren, und grinſten ſchadenfroh, ehe ſie verſchwanden, da ſie ſahen, was ſich begab. Das war doch ein famoſer Spaß! Und wenn ſie ihn ſchon totſchlugen: es war um ihn ja gewiß kein Schaden. Die Hunde riſſen an ihren Ketten und heulten und jammerten in allen Tonarten. Denn am Himmel ſtand ohnedies der Vollmond, der ſie immer rebelliſch macht.

Das war wie ein toller Schattentanz im geiſternden Licht. Da und dort bot ſich eine Lücke. Er nutzte ſie oder er überrannte einen einzelnen. An ein Entkommen aber war dennoch durchaus nicht zu denken. Er teilte aus und empfing zehnfach. Immer ängſtlicher wurde ihm.

Er ſchrie jämmerlich um Hilfe und erhöhte damit nur das Vergnügen ſeiner Verfolger. Und wenn er ſich die Kehle wund zeterte, für ihn rührte ſich ſicherlich keine Hand . . .

Es war eine richtige Hatz. Erbarmungslos, wie ſie nur Bauerngroll, der Zins zu Zins ſchlägt, veranſtalten kann. Und ſie ging eine gute Viertelſtunde lang ohne Unterbrechung bis zum Hauſe der Ruzena Capek. Dort ſchlug er hin. Der gab ihm noch einen Tritt, der einen letzten Streich. Er lag ſtarr und ſteif da, mit verglaſten Augen, die im Mondlicht doppelt ſchrecklich glänzten und Schaum vor dem Munde. So fand ihn die Capek, die vom Lärmen natürlich auch wach geworden war.

Sie ließ ihn aufheben und zu ſich ins Haus tragen. Er war völlig ſteif; ſein Geſicht ganz mit Blut beronnen. Es brauchte lange Zeit, ehe er wieder zu ſich kam und ſeinen erſten ordentlichen Schnaufer tat. Der Ruzena ward dabei im Innerſten leichter: ſo, als hätt' ſie einen Mord verhütet, der ſich unter ihren Augen begeben wollte, oder mindeſtens ein ſchweres Unglück, das ſie vordem einmal, als es ihr näher gegangen war, nicht hatte verhindern können.

Dem Hermann aber war ſehr wohl. Er fühlte ſich — Gott weiß, nach welcher Zeit

wieder? — in einem ordentlichen Bett. Und eine weiche Hand wusch an seinen Wunden. Er richtete sich ein wenig auf und stöhnte mächtig; öffnete die verquollenen Augen und sah sein neues Gewand, mit dem er noch manchesmal Staat zu machen gehofft, das durchaus zerrissen, ärger war, als das er von sich getan, weil man damit schon gar nicht mehr unter die Leute gehen konnte. Ein häßliches Grinsen ging über sein breites Gesicht: „Ich sag's immer. An einem Haderlaken hält sich kein gutes Kleid. Er brennt's durch wie das Feuer," und er sank zurück und in eine neue schwere Ohnmacht.

* * *

Es war eine lange und mühsame Genesung.

Wojtech Hermann schien einen innerlichen Schaden genommen zu haben. Denn er hustete viel und hatte immerfort das Stechen in der Brust, vor dem sich Bauersleute am meisten fürchten.

Sah sie ihn so schwach und hilflos, der einmal mit seinen Streichen das ganze Dorf erfüllt und rebellisch gemacht, dann regte sich's mächtig in der Brust der Ruzena. Die Ähnlichkeit mit dem Geschick ihres Bruders, bei dem's

nur leider so viel schlimmer ausgegangen war, erweckte in ihr das echteste weibliche Mitleiden.

Auch vertrug sich der Lump mit dem Krüppel vortrefflich. Einträchtig saßen sie auf derselben Bank. Er führte den armen Willem zu Tische, fütterte ihn mit den besten Brocken und leitete ihn hernach wieder an einen Platz, wo er's recht warm hatte, ohne daß er jemandem im Wege stand.

Wie ein Bruder war er zu ihm, wie ein leibhaftiger Bruder. Er hatte sehr geschickte Finger. Und so ersann und schnitzelte er denn Spielereien — eine Windmühle, die sich drehte, mit einer wirklichen Glocke, die zeitweise läutete und dem armen Krüppel tausend Spaß machte. Die Ruzena erkannte das dankbar. Schon daß sie nicht immer um den Siechen sein mußte — nicht in jeder Arbeit und jedem Gedanken durch die ewige Sorge um ihn und ob ihm in seiner Hilflosigkeit nicht etwas zustieße, gestört zu sein, lag für sie eine wesentliche Hilfe und eine große Beruhigung.

Und so verging der Winter dem Wojtech völlig wie im Himmel. Er hatt' es warm. Sein Tisch war gedeckt. Man war freundlich zu ihm. Denn man hatte sich mehr und mehr an ihn und

seine Wunderlichkeiten gewöhnt, die er natürlich nicht so im Handumdrehen von sich tun konnte.

Zum Beispiel: es geschah ihm immer wieder, daß er sich wie ein anderer ordentlicher Mensch in seinem Bett niederlegte. Erwacht, fand er sich zu seiner großen Verwunderung im Stall oder im Heu, ohne Ahnung, wie er dahin gekommen sein könnte.

Aber um das Vieh nahm er sich mit einer großen Liebe an. Und das gedieh; darauf verstand er sich aus dem Grund. Riet er der Ruzena zu Kauf oder Verkauf, es lohnte sich immer, und sie folgte ihm da bald blind und mit dem besten Vertrauen.

Auch ersann er Fallen, höchst sinnreich und von einer unerhörten Vortrefflichkeit gegen alle Arten von Ungeziefer. Was ihm das alles nur einfiel und welche Geduld er hatte, bis sein Gedanke ganz in der Vollendung ins Leben getreten war, wie er sich ihn vorgestellt, das mußte man einfach bestaunen. Der Capek-Hof hatte Ruhe vor Mäusen und Ratten, und im Garten lebte keinerlei Gezücht mehr.

Nachdem er doch niemals einen Kreuzer Geld hatte, so entfiel manche Versuchung für ihn. Seinen Tabak, sobald ihm der Doktor das Rauchen erst wieder gestattet hatte, bekam er pünktlich

jeden Sonntag für die ganze Woche. Den kaufte und miſchte ihm die Ruzena ſelber, gut und reichlich, denn ſie knickerte niemals.

Es hatte ein einzig Mal in der ganzen Zeit Verdruß gegeben. Nämlich: einmal hatte ſich der Wojtech weggeſchlichen. Da er heimkam machte er ſich heimlich hinterm Stadel ein Feuer und arbeitete dort für ſich und ſehr vergnügt und es lief ihm dabei immer das Waſſer im Mund zuſammen. Zu Abend kam's heraus, was er gegetrieben hatte, denn er trug zwei Rebhühner und einen Haſen ganz ſtolz auf, die er gefangen und nach ſeiner Art zubereitet hatte. Die Ruzena fuhr auf. Das ſei geſtohlen, und ſie leide weder Diebsgut noch einen Dieb unter ihrem Dach. Sie war eben eine ganz eigene Perſon.

Wojtech verzog ſein Geſicht. Er bat: man möchte doch nur koſten, ob man was herausſchmecke? Und die Sachen ſahen wirklich verlockend aus, ſo ſehr, daß der Krüppel mit einem Gurgellaut die Hand danach ausſtreckte. Zum erſtenmal ſtieß ſie ihm die Ruzena weg. Der Wojtech murrte, aber es blieb ihm nichts übrig: er mußte ſeinen Kram wieder zuſammenpacken. Hinterm Stadel, eben da, wo er ihn ſo vergnügt und in ſeinem Gott zufrieden hergerichtet, ſaß er damit und kränkte ſich ſehr. Er fühlte ſich ſehr

verkannt. Und in lauter Kümmernis und Herzeleid aß er allein alles auf, das er bei sich hatte, nachdem es doch schade gewesen wäre, die gute Gottesgabe wegen anderer Unverstand vor die Hunde zu werfen. Geschadet hat ihm das Mahl nicht, so ausgiebig es war und obzwar er nicht einmal etwas bei sich hatte, es zu verschwemmen.

Was war das doch für ein Elend auf der Welt! Niemals begriff es einer, wie es der andere mit ihm meinte, und immer wollt' er ihn anders haben. Ja, wenn das nur so leicht ginge, aus seiner Haut fahren, und wenn man nur vorher wissen könnte, wie einem die passen möchte, darein man schlüpfen soll . . . Und auf diese Ruzena, an der nichts war, nur Knochen mit einer gelben Heut überzogen, auf die hatt' er eine rechtschaffene Wut. Warum hofmeisterte sie an ihm herum und gar, warum ließ er sich's gefallen? Das machte eben — er hatte ein dankbares Gemüt und war nicht so wie andere. Den wahren, den letzten Grund gestand er sich selbst nicht.

So ward es Frühjahr und die strengere Arbeit begann.

Der Wojtech tat mit. Aber, als er zum erstenmal die blaue Sämannschürze an sich hatte und die schöne, goldblanke Gerste, die so kühlend und

ſeidig durch die Finger rann, ausſtreute in die fette, ſchwarze Erde, deren guter und kräftiger Geruch ihn umdampfte, ſo ſah er dennoch wie zweifelnd an ſich nieder. Er gefiel ſich nicht ſo ganz. Denn in eine wunderliche Maskerade, die ſo gar nicht zu ihm paßte und deren er ſich abtun müſſe, ſowie die leiſeſte Möglichkeit dazu beſtanden, ſchien er ſich geraten.

Es war ſehr früher Morgen und nebelig. In den kahlen Geäſten ſaßen die Saatkrähen und ſtießen krächzend und mit geſpreizten Schnäbeln nieder in ſeine Stapfen, ſowie er einen Schritt vorwärts tat; hinter ihm hüpften Sperling und Schopflerche und zippten gierig, ob ſie nichts ergattern könnten. Die Schwaden zogen träg; aber dahinter empfand man die Sonne. Aus jeder Furche quoll es weißlich auf, bekroch das Erdreich wie befruchtend und verflatterte. Wojtech Hermann ſtapfte, immer mit der gleichen ſegnenden Handbewegung, über dieſen Boden, an dem er doch nicht mehr Anteil hatte wie das gefiederte Geſindlein hinter ihm.

Zu ſchwerer Arbeit, wie hinter dem Pflug, war er noch durchaus nicht zu gebrauchen. Da mußte denn die Ruzena achtgeben, daß er ſich nicht übernahm. Denn er fühlte die Wiederkehr ſeiner Kräfte und war alſo, nicht einmal aus

Arbeitseifer, nur zu geneigt, ſich mehr zuzutrauen, als er ſchon vermochte. Einmal ſtemmte er ſich gegen einen ſchweren Leiterwagen. Das Mädchen ſprang herzu und ſchob ihn unwirſch und dennoch beſorgt davon. Er ſah ſie mit einem eigenen Blick an: erſtaunt, dankbar und dennoch frech. Sie hielt ihn mit finſteren Brauen aus. Hernach, in ihrer Kammer, wurde ſie rot davor, wenn ſie ſich ſeiner erinnerte.

So ſehr war man einander gewöhnt, daß keines dieſer beiden mehr nach dem Rechtstitel des Zuſammenſeins fragte. Dem Wojtech war's, als hätt' er endlich ſeine Heimat gefunden. Und überflüſſig war er hier nicht

Im Dorfe aber hub ſich ein Gerede. Und, wie das nun einmal iſt, es wurde deſto häßlicher und ſpitziger, als man eben dieſem Mädchen bis dahin nicht das mindeſte hatte nachſagen können, als ſein Lebenswandel für manch eine ein Vorwurf war. Nun aber war die ganze Wahrheit ans Licht gekommen; der Scheffel, darunter man ſie verſteckt, hatte ſelber Feuer gefangen. Sie war niemals beſſer geweſen als andere. Nur eben hinterliſtiger und ſcheinheiliger. Alle Scham hatte ſie von ſich geworfen. Sie war ſich eben gut genug, um es mit dem Haderlaken zu halten, dem ſchlechten Lumpen, von dem das letzte Mädel

im Ort nichts hätte wiſſen wollen, und dem ſie nun zuhielt, um allen zu zeigen, wie ſo gar nichts ihr an ihnen liege, wie gleichgültig ſie ihr waren — die ſchlechte und verworfene Perſon die!

Als der Ruzena Capek dieſe Redereien zuerſt zu Ohren kamen — unmittelbar zugetragen natürlich, voll lebhaften Eifers und redlicher Beſorgnis um ihre Ehre und verbrämt mit den ſchönſten Redensarten, wie niederträchtig die Menſchen ſeien, die ſich nicht ſchämten, ſo etwas gegen ſie in den Mund zu nehmen und es doch gewiß nicht einmal glaubten! — da lächelte ſie, daß ihre Eckzähne ſpitz und blank ſchimmerten.

Ja — ſie waren ihr neidiſch! Um ihren Wohlſtand, um ihre Makelloſigkeit, die ihr geſtattete, nach niemandes Meinung zu fragen, zu tun, was ihr gefiel, um ihre Unabhängigkeit, um alles.

Und weil ſie heuchelten, durch die Bank, und die Augen verdrehten, ſo wollten ſie ſich an ihr rächen, die derlei niemals nötig gehabt, und zogen ſie mindeſtens in ihren Reden in den gleichen Schmutz, ohne den ſie nicht leben konnten.

Das andere Mal aber, da man ihr mit dem Gleichen kam, wurde ſie nachdenklich. Endlich erwachte eine zornige Betrübnis in ihr. Denn allenthalben meinte ſie, ſpöttiſche Blicke zu ver-

ſpüren, die ſie eben nicht vertrug. Denn ſie war niemals gewöhnt geweſen, alſo angeſehen zu ſein.

Und überdies ſchlich ihr der Wojtech doch nach, wie ein abgerichteter Hund, der von ſeinem Herrn keinen Schritt weicht.

Das war ihr verdrießlich genug. Aber ſie wußte nicht, wie dem ein Ende machen. Und das koſtete ſie Nachdenkens genug.

Ihn fortweiſen? Aber er hatte nichts angeſtellt, war ihr nützlich und ſie hatte am Ende allen einen Dienſt erwieſen, indem ſie ihn auf den guten Weg brachte, der ihnen ſämtlich ſo lang ein Ärgernis und ein Stein des Anſtoßes geweſen war.

Oder verargte man ihr am Ende das? Brauchte man immer und überall einen Sündenbock? Damit man ſich vor ſeinem Anblick ſegnen und in der eigenen Tugendhaftigkeit fühlen kann? Und, daß man nunmehr mit dem Wojtech keinen Anlaß dazu hatte, konnte man ihr das nicht verzeihen? Auch dieſes war möglich, wahrſcheinlich ſogar, weil's ſo gemein war.

Und ſie fühlte in tiefſter Bruſt: eigentlich ohne es zu wollen, hatte ſie ein gutes Werk begonnen. Und ſie gab das weder mehr auf, eh' ſie es als nutzlos gewagt erkannte oder es vollendet war, noch ließ ſie's ſich verkümmern. Über-

haupt — ſeit wann blieb Ruzena Capek auf halbem Wege ſtehen, nur weil ihr der oder ein anderer zweifelnd und ſchadenfroh nachſchielte? Konnte der Wojtech nicht ſo als ein Mittelding von Knecht und Schaffner auf dem Hofe bleiben, der groß genug war, um einen zu vertragen, ja zu gebrauchen, dann mußte eine andere Art gefunden werden, ihn da feſtzuhalten, daß niemand mehr an ihm mäkeln konnte.

Er ſchlich doch auch ſo gedrückt herum; immer hinter ihr, immer, als empfinde er, ſie ſei ſein einziger Halt. Das war eigentlich widerwärtig und rührte ſie dennoch wiederum.

Ihn ſelber zu befragen aber fiel ihr nicht einmal ein. Denn ihr war, als könnte ſie über ihn verfügen. Daß er das Glück ausſchlüge, welches ſich ihm bot, wäre nicht nur ihr undenkbar erſchienen.

Wie die Ruzena gewohnt war, durch ihr ganzes Leben alles mit ſich allein abzumachen, ohne jeden Berater, deſto mehr für ſich, weil dies ſonſt ſo gar nicht Weibesart iſt, ſo hielt ſie es auch diesmal, wo allerdings der Willen eines anderen ſehr in Betracht gekommen wäre.

Kein Wort von Liebe hatten ſie geſprochen, keinen Beweis von Zärtlichkeit getauſcht. Am Sonntag aber, nach der Meſſe, ſchritt ſie ſtracks

in die Dechantei. Sie blieb ziemlich lange darin; ein Beweis, daß der Dechant allerhand Bedenklichkeiten hatte und ihr nicht vorenthielt. Sie hörte nicht darauf, wie niemals, wenn ihr etwas notwendig dünkte; beharrte, sie sei großjährig und erfahren genug, zu wissen, was ihr fromme und zustehe. Da sie herunterkam, stand natürlich der Wojtech vor dem Haustor, hatte das eine Auge zugekniffen und blinzelte mit dem anderen wie ein verträumter Kater die Sonne an. Sie gab ihm einen aufmunternden Puffer: „Geh' hinauf, Wojtech, zum Herrn Dechanten, und küß ihm die Hand Wir heiraten uns . . ."

* * *

Oft und oft, in schlimmen und einsamen Stunden, hat die Ruzena hernach jener Verlobung gedacht.

Sie war nicht aufgeblüht, wie eine Blume ihre Knospe sprengt: aus dem Bedürfnis nach Sonne und über ihre Lockung.

Mannigfaltige und dunkle Beweggründe hatten das Mädchen zu diesem Entschlusse bewogen und gedrängt. Da war zunächst eine Wallung gewesen. Der Stolz einer reinen Person, die ihre Unnahbarkeit nicht bezweifelt wissen will; und jenes Selbstgefühl sprach das letzte Wort,

das sich ein gedeihendes Werk nicht zerstören lassen möchte, und sich vor der schwierigsten Aufgabe nicht scheut: durch ein ganzes Leben mit einem Menschen fertig zu werden, den alle vermeiden und aufgegeben hatten.

Warum aber war er so geworden? Oder wie hätt' er begreifen können, daß er Pflichten gegen dieselben Leute habe, die ihm gegenüber keine Verpflichtung übten oder anerkannten?

Zu ihr und bei ihr hatt' er sich immer ganz löblich benommen. Sie wußte nicht das mindeste Schlimme über ihn, die ganze Zeit, da er auf ihrem Hofe lebte und zu ihrem Tische saß. Und man hatte doch schon manchen guten Laib Brot mit einander verzehrt.

Es war freilich aus der Ordnung gewesen, daß sie das erste Wort sprach. Aber im Leben geht es schon manchmal so. Denn er selber hätt' es sich doch nie getrauen dürfen. Wer war er? Der Garniemand, wenn man schon sehr gütig war, neben ihr. Und sie war Ruzena Capek, angesehen um Reichtum, Klugheit und Makellosigkeit der Sitten. Geradesogut hätt' er sich's einreden dürfen, die Grafentochter werde ihn nehmen.

Es ist das nämlich mit ein Unglück. Wer für sich lebt, der setzt sich in sich seine Stellung

gegenüber den andern fest. Er glaubt gar nicht, weil er gar nicht nach ihnen fragt, es könnten sie ihm die Menschen nicht zugestehen, und erlebt dann natürlich manche Überraschung und Enttäuschung.

Es gab einen stillen Brautstand. Er nahm sich keinerlei Freiheiten heraus und blieb bescheiden. Nach Zärtlichkeiten aber verlangte es die Ruzena nicht, die ihrer nicht gewohnt war.

Küßt' er sie einmal aus seinem Rechte, dann litt sie's mit einer gewissen Verwunderung. Er merkte das wohl und es verschlug ihm nichts. Das wurde sicherlich und mit einem Schlage anders, sowie das Weib in ihr erst geweckt war. Da hatt' er schon seine Erfahrungen. Vorher mochten sie tun, wie sie wollten — hernach waren sie alle gleich.

Nur eben — bis dahin mußte man vorsichtig sein. Sehr vorsichtig, damit sie ihm am Ende nicht kopfscheu würde und ihm ein Glück, so groß, wie's nur einem richtigen Lumpen in den Schoß fallen konnte, durch die Lappen ginge.

Er wußte wohl aus Übung: einem jeden Vogerl muß man mit seinem eigenen Ton pfeifen, wenn es darauf horchen und in das Netz flattern soll, das man dafür aufgerichtet. Schlug

das erſt einmal zu, dann mocht' es flattern nach Belieben. Das half dann nicht mehr.

Und eine katholiſche Ehe iſt ein gewichtiges und ein nicht mehr zu entwirrendes Netz. Übrigens — er mochte die Ruzena ganz gut. Er war ihr doch dankbar im Grunde ſeines Herzens, ſelbſt mit einigem Erſtaunen, weil er gar nicht begriff, warum ſie ſo an ihm tat. Halt nur, weil er ein Mann war?

Etwas fülliger hätte ſie ſein mögen. Etwa ſo, wie die Andjola war, die auf dem Hofe diente und ihm immer ſo verſchmitzte Augen machte, wenn ſie, die Beine bloß und mit erheblichem Geklapper der Melkeimer, aus der Wohnung in den Stall lief. War das ein flinkes Frauenzimmer! Er war wirklich neugierig, ob die nie und nirgends ſtille hielt. Aber derlei verſpart man ſich für ſpäter.

Oder, wenn ſie nur ſo geweſen wäre, wie ihre jüngere Schweſter, die Tereska nämlich, zu werden verſprach. Aber einmal ändern ſich die Frauen in der Ehe oft wunderſam. Dann, woher nahm er, juſt er das Recht, gar ſo zu klauben? Ein ſolcher Ausbund von Schönheit und ſonſtigen Tugenden, wie der liebe Gott juſt an ihm geſchaffen hatte! Alles konnte doch nie und

nirgends beiſammen ſein. Dies wußte der Wojtech. Und juſt für ihn ſollte ſich's ſchicken?

Nur nicht unbeſcheiden ſein! Beſonders, wenn es einem ohnedies weit über Verdienſt und jegliches Erwarten zuteil geworden iſt.

Freilich, die Ruzena hatte einen verdammten Hochmut an ſich. Und ſie würde kein bequemes Weib ſein, und ſie war viel zu klug, als daß man ihr was vorflunkern konnte.

Aber eben darum konnte man ihr vielleicht gemach begreiflich machen, daß nach der Hochzeit das Spiel ganz anders ſtand wie vorher.

Über ſich ſelbſt nachzudenken, hatt' er niemals Zeit gehabt. Er nahm ſich, wie er war, und er war keineswegs mit ſich unzufrieden.

Daß er über die Eigenſchaften ſeiner Zukünftigen wider Willen, gezwungen durch die Kraft nachgrübeln mußte, die er in ihr empfand, war ihm oft genug unbequem und verdrießlich.

Man erzählte von ihr, ſie habe ſeit ihren Kindertränen nie mehr geweint. Ja, da gab es ein Sprüchlein: die das als Mädchen nicht getan, die holt es als Frau ein. Denn ein Weib muß weinen. Er wollte gewiß nichts dazu tun, daß es ſo kam. Aber, wenn es einmal ſo ward, dann war es vorher beſtimmt und nicht ihn traf die Schuld oder der Vorwurf.

Während also die Ruzena alles zur Hochzeit beschickte — zu kaufen brauchte man nichts, denn alles war überreich vorhanden, ging ihr Bräutigam neben ihr in tiefen und sonderbaren Gedanken, deren Inhalt sie nicht ahnte.

In der Nacht vor der Trauung machten sie einen Rundgang durch ihren Besitz. Sie zeigte ihm alles, davon er in Hinkunft seinen Anteil haben sollte. Da sie die Ställe, sauber gehalten, daß es einen gelüstete, darin zu essen, durchschritten, geschah es, daß ein junger, schöner Goldfuchs, der Liebling des Mädchens, der noch kein Geschirr getragen hatte, sich bäumte, stieg, um sich schlug, schauderte und sich durchaus nicht beruhigen wollte. Ihr wurde bänglich. Denn man weiß: Pferde wittern böse Geister.

Der Wojtech blieb ruhig, obwohl er das Vorzeichen auch kannte. Er legte seinen Arm fest um sie und zog sie von hinnen. In der Küche war noch Licht. Da standen die Andjola und die Teresa, bloßarmig, bückten sich über Gänse, unter denen man für den morgenden Tag ein grausames Morden verübt, daß das Geschnatter der Todesopfer das ganze Dorf mit der Ahnung von Leckerbissen alarmiert, und rupften an ihnen herum. Das Blut stieg ihnen dabei in die frischen Gesichter. Die Herdflamme, an der sie sie sengten,

flackerte hoch, glänzte am vielen blanken Geschirr, das rundum aufgestellt war, und tanzte, wenn man Stroh darein warf, züngelnd auf und nieder. Dazu sangen sie, stießen sich zwischendurch an und kicherten. Die Ruzena meinte zu wissen worüber und wurde fast zornig. Wojtech aber warf noch einen langen und gierigen Blick in die Fenster.

* *
*

Also — man lebte miteinander und vorerst nicht einmal schlecht.

Ein richtiger Bauer, wie sich's sein Weib vielleicht erhofft, wurde der Wojtech zwar nicht mehr.

Das muß von Kindesbeinen gelernt und unbewußt geübt sein, bis man den Tritt so sicher hat und immer so genau vorher weiß, wie das Roß im Göpelwerk.

Darauf kam es der Ruzena übrigens nicht so sehr an. Denn im Grunde hatte sie doch nicht geheiratet, um eine Hilfe zu haben. Ihr Gewerbe verstand und versah sie doch manches Jahr allein und ganz famos.

Den Vormund, den albernen Gesellen, der ihren Hühnern hatte vorschreiben wollen, wie viel Eier zu legen sie verpflichtet wären, den war

ſie doch glücklich los. Das war ſchon etwas wert, Einen Mann aber, der ihr in alles dareinredete und ſich gar ſo wichtig machte, den hätte ſie durchaus nicht mehr vertragen.

Er ſtellte etwas vor. Und er war ein guter Rechner. Und mit den Juden konnt' er markten, erlernte ſogar das Mauſcheln ſehr bald. Das war gar zu ſpaßig, wenn er darein kam, und es erheiterte ſogar die Ruzena. Ihr war Feilſchen immer zu dumm geweſen und, nur um zu einem Ende zu kommen, hatte ſie den Händler einmal zur Unzeit gehen laſſen und ein anderes Mal wieder zur Unzeit verkauft. Der Wojtech aber hatte eine heilige Geduld. Immer von neuem ließ er den anderen anfangen und hörte ihm recht ſchafsmäßig und voll andächtiger Sanftmut zu. Bis dem die Galle überlief, er zappelig ward und bot, was ſich gehörte. Denn es iſt ſchwer, in einen Stock etwas hineinzureden.

Er verſtand es ausgezeichnet, ſich ſchwerhörig zu ſtellen und, während er auf jedes Wort paßte, wie die Katze vorm Mauſeloch, die verkehrteſten Antworten zu geben. Es gibt nichts auf Gottes Welt, was den Partner ſo in Wut und Verzweiflung bringt und den Zäheſten ſo gewiß mürbe macht. Und wenn der andere ſich die Seele aus dem Leibe geredet hatte, und der

Wojtech war dageſeſſen, ganz Andacht und Überzeugung und Gläubigkeit, dann erhob ſich der Bauer zum Schluß, nickte wehmütig und nachdenklich mit dem Kopf: „Wie mein Bruder haſt du geſprochen — ganz wie mein Bruder. Aber" — und er zog das ohnedies breite Maul noch laſterhaft ſchief — „ich will's mir noch beſchlafen. Es kann morgen wieder wer kommen, mir mehr bieten und mir tät's alsdann leid. Sehr leid tät' es mir. Und du willſt doch nicht, daß ich mich kränken tu'?"

Er hatte nur viel freie Zeit. Und die Bauern waren ihm zu dumm. So hielt er ſich an die herrſchaftlichen Beamten. Mit denen kartelte er und konnte die Kunſt bald ſehr gründlich. Und er machte kleine Geſchäfte mit ihnen, die nicht immer zu ſeinem Vorteil ausgingen. Aber, er wußte ganz gut, daß der Umgang mit ihnen für ihn eine Ehre bedeute, und daß man Ehren in aller Welt bezahlen muß. Er durfte ſich's leiſten.

Sonſt ſtand doch für ihn alles ſo gut, wie man ſich's beſſer gar nicht wünſchen konnte. Er war nach Beſitz vielleicht der erſte im Dorfe. Und er hatte beim Militär einigermaßen mit der Feder umgehen gelernt, beſſer als die meiſten Bauern, und ſogar ein ganz leidliches Deutſch war an ihm haften geblieben.

Er mocht' es zu etwas bringen. Sogar Staroſta konnt' er werden, in demſelben Dorf, in dem man ihn gehudelt und gepufft hatte. Dazu war ein gutes Einvernehmen mit der Herrſchaft ein Vorteil, und dafür konnte man es in den Kauf nehmen, daß man ihn gelegentlich ein wenig übers Ohr hieb.

„Bin ich erſt Staroſta!" dacht' er für ſich. Aber was er hernach wollte, das verſchwieg er. Vielleicht, weil er ſich ſelber noch nicht ganz klar war, was er hernach alles wollen und unternehmen werde.

Gerne kutſchierte er zur Stadt, Einkäufe beſorgen. Er kutſchierte nämlich meiſterlich und es machte ihm vielen Spaß. Nur ſehr rückſichtslos gegen die Pferde war er dabei. Er überjagte ſie gerne, um ſeine Kunſt und Sicherheit zu zeigen. Er trieb ſich in den Geſchäften um, wo man ihn bald kannte. Und hatt' er ſich einmal über die Zeit verſäumt, weil er Bekannte vom Militär traf, denen man ſich zeigen und die man in der neuen Herrlichkeit traktieren mußte, dann hetzte er heimwärts, was eben Platz hatte.

Waren die Andjola oder die Tereſa mit oder gar beide, denn ſeine Frau mochte niemals, dann war es gar ein Hauptſpaß. Denn zuvor gab man ihnen unter den Lauben ein Glas ſüßen

Wein zu trinken. Und ſie kreiſchten alsdann, wenn die Pferde nur ſo durch die Ebene flogen und ſchäumten und der Wojtech trieb und feuerte ſie immer noch an, nun mit der Zunge ſchnalzend, nun mit einem langen, klatſchenden Peitſchenſchlag, der nur ſo durch die Luft ſauſte. In ſeinen Ohren war dies, das Raſſeln der Räder, das Dröhnen des Wagens, reine Muſik. Und der Staub der Straße ſtieg vor ihnen auf in Säulen und ſank gemach hinter ihnen; und die Mädchen kriegten eine Heidenangſt und ihre Röcke flogen hoch und ſie drückten ſich an ihn, enge, ganz enge, klammerten ſich an und er lachte ihnen frech in die Augen . . .

Es wurde ſo mancher gute Gulden vertan. Aber das brachte er auf der anderen Seite ſchon reichlich herein. Und wenn nicht? Denn es war eigen: niemals konnt' es der Hermann ſo recht faſſen, als hätt' er wirklich Anteil am Gelde ſeines Weibes. Ein richtiges Gefühl des Beſitzes erwachte nicht in ihm. Was er hatte, das war ſein. Und nur, was er vertan, dies war genoſſen und es konnt' es ihm niemand mehr wegnehmen.

Etwas Leichtes, Unbeſchwertes gab ihm das unter einem ewig ſorgenden und kargenden Geſchlecht. Und der Ruzena mißfiel es nicht ein-

mal. Es war ganz gut, daß ihr Mann nicht alles so ernst nahm wie sie selber.

Nur eines kränkte sie: es wollte kein Kind kommen. Und daß ihrer Ehe dieser letzte und wahrste Segen vorenthalten bleiben mußte, dies fraß zu ihrem eigenen Erstaunen, die vordem Kinder nicht eben gemocht, tief an ihr. Für wen plagte man sich denn? Und hatte Gott, an den sie ohne alles Lippenwerk innerlich glaubte, am Ende doch keinen rechten Gefallen an ihrer Ehe gefunden?

Im Dorf aber war ein rechtes Lauern, eine unablässige, schadenfrohe Erwartung. Wie lang würden die beiden überhaupt miteinander hausen und welches Ende mußte das mit ihnen nehmen?

Denn, daß es gut ausging, war doch ganz ausgeschlossen, obzwar es sich gegenwärtig so weit ganz hübsch und verträglich anließ.

Aber ein Haderlak bleibt ein Haderlak, und nichts und keine Liebe kann etwas anderes aus ihm machen, als wozu er beschaffen ist.

Mochte sie's haben! Denn allen zum Trotz, bei vielen Warnungen und ohne auf einen zu hören, hatte sie doch den schlechten Kerl genommen und eingesetzt, wenn mancher braven Mutter arbeitsames und guterzogenes Kind sich's nicht besser gewünscht hätte, als auf dem Capek-

hof zu wirtſchaften, und ſeiner Herrin ein guter und getreuer und ſparſamer Gatte zu ſein. Denn das Anweſen hieß immer noch nach ihr und nur nach ihr und an den Namen des Hermann mochte man ſich alle die Jahre her gar nicht gewöhnen . . .

* * *

Es gab bald allerhand Gerede über den Hermann.

Das war nicht anders, als paßten ſie ſämtlich auf ihn, oder als hätte ſich wider ihn das ganze Dorf verſchworen.

Kam derlei ſeinem Weibe zu Ohren, ſo zuckt' es ungläubig die Achſeln. Was ſich die Leute nur immer und ewig um andere zu bekümmern hatten, die ihnen gar keinen Dank darum wußten, ſtatt um die eigenen Sachen!

Ihr kam man damit nicht an. Denn der Wojtech mochte ſein wie er wollte — ſo gut wie die war er lange noch, obzwar allerhand Eigenſchaften an ihm zutage traten, die ihr gar nicht gefielen.

Denn blind war ſie niemals geweſen. Sie ſah ſcharf und richtig und hatte nur die Fähigkeit ſtarker Naturen, manches zu überſehen.

Tat er aber etwas, das nicht nach ihrem

Sinne ſtand — er war eben töricht. Und weil er immer viel allein geweſen war, ſo hatt' er nie gelernt, ſich einem anderen bequemen. Das brauchte Geduld und Liebe, daran ſie es nicht fehlen laſſen wollte, ehe er das begreifen und üben lernen konnte.

Dem man aber mit grenzenloſem Vertrauen begegnete, der durfte ſich doch nicht verleiten laſſen, das zu mißbrauchen. Und ſo ſchlecht war gewiß kein Menſch auf der Welt, Güte, wie die ſie ihm raſtlos entgegenbrachte, mit Niederträchtigkeiten und mit Ausſpottung hinter dem Rücken heimzuzahlen.

Da war eine Witwe mit zwei Töchtern. Von keinem aus dem Kleeblatt hatte man jemals gut geſprochen. Sie wohnten in einer Keuſchen, in einer richtigen, verlumpten Chaluppen, zu der nicht ein einziger Strich Feld gehörte. Nur etwas Kartoffelland, auf dem aber auch eher Unkraut als ſonſt was wuchs, weil ſie zu faul waren, eine Hacke auch nur in die Hand zu nehmen. Bei denen wollte man den Wojtech oftmals geſehen haben. Und ſicherlich: die Mädel arbeiteten gar nichts mehr und trugen doch neue Röcke an ſich — kürzer, rauſchender und umfangreicher denn je.

Und dann war in ihrem eigenen Hauſe dieſe

Andjola. Die hatte neuerdings etwas ſo Spöttiſches an ſich, wenn ſie mit der Frau ſprach, ſo eine hämiſche Höflichkeit, hinter der eine dumme Schadenfreude vorgrinſte. Und ihre Augen waren gar nicht mehr neugierig, vielmehr frech, und ſie ſchupfte jede Ermahnung von den Achſeln. Hätt' er am Ende wirklich was mit ihr? Die Ruzena war durchaus nicht eiferſüchtig, nur eine ehrliche Abneigung gegen jede Unſauberkeit und jede Hehlerei war in ihr.

Die Andjola mußte fort. Und auf dem Capek-Hofe wurde keine Hübſche mehr gedungen. Der Wojtech ſchnitt ſeine häßlichſte Fratze, wenn wieder einmal eine eintrat, die um ein erhebliches mehr zur Vogelſcheuche als zu ſonſt was erſchaffen ſchien. Aber die Ruzena blieb unbarmherzig.

Er ſchimpfte hinter ihrem Rücken auf der Kneipe und zu ſeinen Schmarotzern, daran es ihm natürlich nicht fehlte, nicht ſchlecht auf ſein Weib. Gegen ſie aufzumucken, wagt' er noch nicht. Denn etwas Geſchloſſenes und Starkes war an ihr, das ihm immer noch Achtung abzwang, obzwar die tägliche Gewohnheit ihn langſam dagegen abſtumpfte. Ferne von ihr hatte er Mut. Was ſie denn meine? Und warum er denn nach Hauſe ſolle? Ein ganzes Neſt von

Nachteulen mit einem Uhu an der Spitze, der knappe und die Augen rolle, bei ſich zuſammen ſehen, das mache doch niemandem einen Spaß. Und wenn die Ruzena dahin treibe, dann ſolle ſie ſich nicht wundern, wenn einmal etwas herauskomme, daß ſie noch runder dareinſehen werde als ſonſt . . .

Das war natürlich zu Anfang nur ſo geredet, damit man ſah, ein wie ſchneidiger Kerl der Wojtech iſt. Aber natürlich es gibt immer Menſchen, denen es eine rechtſchaffene Gottesfreude iſt, noch zu hetzen. Gar noch, wenn ſie bei jemandem Geld ſpüren, das locker ſitzt. Und ſo ging's denn los: „Wojtech — du biſt der Mann!" Und: „Zeig' ihr den Herrn, Wojtech!" bis er glaubte, es ſtünde ſeine Ehre oder was ſo ein Lump darunter verſteht, auf dem Spiele. War er aber betrunken und hatt' ſeinen rechten Unſinn von ſich gegeben, ſo lief man ihr zu: „Denk' dir nur, Ruzenka, ſo hat dein Mann von dir geſprochen und dies hat er gedroht!" Zuckte ſie die Achſeln: „Das iſt gegen Gott und ſein Geſetz. Nicht einmal fürchten tut ſie ſich vor dir, Wojtech! So macht ſie nur!" Und: „Das darfſt du dir nicht gefallen laſſen." Bis zwiſchen beiden Abneigung und Argwohn hoch wuchs — eine Dornenhecke, die niemand durchbrechen will.

Es war ihr nicht gegeben, ſich auszuſprechen. Und etwas Herriſches war immer freilich an ihr geweſen. Denn ſie wollte niemals und nichts, nur das rechte. Und ſie meinte, ein jeder müßte das von ſelber begreifen und ſich danach richten. Und ſie erkannte wohl: ihr Mann war nicht eben ſehr einſichtig. Und ſo grub ſich ihr dieſe eine Furche, die der Zweifel und das traurige Nachſinnen gepflügt, immer tiefer, ſchnurgerade, wie von einem ſtarken Beilhieb, in die Stirne ein.

Und wie häßlich das nur war, immer im Verdacht zu leben und keine Stunde ſicher zu ſein! Denn immer tiefer fraßen ſich dieſe raſtloſen Anklagen in ihr. Und war die Andjola auch nicht mehr auf dem Hof, aus der Welt war ſie darum nicht, und auf den Namen kam es nicht an, den das Frauenzimmer trug.

Und die Ruzena war viel allein. So zog ſie dies alles immer tief in ſich, und die Luft, die ſie atmete, war erfüllt mit eitel Befürchtungen. Manchmal ſetzte ſie ſich zum Willem und klagte ſich bei ihm aus. Denn die Tereſa war in ihren Augen immer noch das Kind, das von derlei nichts wiſſen durfte, wiewohl die Burſchen ſchon ſtets dreiſter nach ihr ſchielten. Und ein großes und tiefes Leiden ſchwoll in der Bruſt der Ruzena. Ihren Bruder, dieſen braven und guten

Menſchen, hatte man ihr für ſein ganzes Leben unglücklich gemacht. Einem anderen aber war nichts geſchehen. Warum nicht? Nur damit er ſie elend machen könne? Sie wollte dieſen Gedanken beichten, deſſen ganze Sündhaftigkeit ſie empfand; aber los wurde ſie ihn nicht mehr, ſeitdem er ihr gekommen war.

Immer härter wurde ſie, je deutlicher ſie erkannte, daß ſie über ihren Mann gar keinen Einfluß habe und gewinnen könne.

Einmal, da er ſich ſchwer berauſcht hatte — und oftmals war er ihr ſchon in einem Zuſtand heimgekommen, vor dem es ihr grauſte, und wollte ihr dann gar noch ſchöntun — ſperrte ſie ihm die Tür vor der Naſe zu. Er ſchlug einen Heidenlärm, pochte und brüllte und rief ſie dazwiſchen mit ſpöttiſchen und läſterlichen Koſenamen, daß das ganze Dorf wach ward und alles lachte. Alle rief er zu Zeugen an für die Schmach, die man ihm bereitet. Sie blieb unerbittlich, wiewohl ſie mit Herzklopfen hinter der Türe harrte.

Als alles ruhig geworden war, machte der Wojtech Kehrt. Das ging trotz ſeines Rauſches ſehr ſtramm. Er drohte noch einmal mit der Fauſt nach dem Hauſe herüber, grimmig, nachdrücklich. Alsdann ſah er ſich um. Er war

allein. Alle Fenſter ſtanden vom Mond überglitzert in der Nacht. Er fuhr ſich durchs Haar und grinſte ſehr breit. Auf der Gaſſe ſchlafen? Nein, das tat der Wojtech nicht. Denn der volle Mond ſtand am Himmel und ſog alle Nebel aus der March, die mit eitel ſilbernen Schuppen und mit ſachtem Rauſchen dahinfloß. Da könnte man an ſeiner Geſundheit Schaden nehmen. Das wär' ein Unheil geworden, dem man ſich nicht ausſetzen durfte. Er ſchlich ſich durch die tiefen Schatten dahin, wo die Andjola nun diente. Dreimal blaffte er wie ein Hund, der mit dem Mond ſeinen ewigen Streit hat. Dann verſchwand er.

* * *

Auch das wäre zu ertragen geweſen, obwohl das ewige Gerede darüber peinigte und beunruhigte, wie eine einzige, raſtloſe Bremſe das ſtärkſte und ruhigſte Roß toll machen und zum Durchgehen bringen kann.

Aber derlei begibt ſich immer wieder. Auch anderen widerfuhr es. Nur nimmt's die eben leicht und entſchädigt ſich ſo oder ſo, die verwindet es ſchwerer und ſchleppt es mit ſich, wie einen ſchweren, ſchweren Stein.

Sie hätt's freilich beſſer verdient. Sie

wußt' es bei ſich. Und ſo unhübſch war ſie am Ende noch lange nicht, daß man an ihr ganz und gar kein Gefallen finden konnte.

Damit kann ein tapferes Weib, ſchwer genug, aber es kann damit fertig werden. Und ſie mochte dem Geſindel um ſich nicht die Freude gönnen zu klagen oder über den Mann ihrer eigenſten Wahl zu ſchimpfen, worauf das doch in ſchadenfroher Sehnſucht nur wartete.

Es war eben eine ſchwere Heimſuchung, die ihr Gott auferlegt hatte. Sie trug ſie, ungebogenen Sinnes. Es kam ihr manchmal wohl der Gedanke, dem ein Ende zu machen, das ſie ſo verſtörte und ihr jede ruhige Stunde nahm. Die March war nahe und tief genug.

Davor aber ſchreckte nicht nur ihre große und aufrichtige Frömmigkeit zurück. Auch das Gefühl der Verantwortlichkeit in ihr war zu mächtig. Was wurde ohne ſie aus dem armen Krüppel, an dem ihre Seele hing?

Was aus dem Hof, den ſie ſo in Flor gebracht, daß er weithin als Muſter gelten konnte? Denn des Wojtech Lumpenleben ging nun ſchon ins Geld, da ſie noch ſtrammes Regiment und die Schnüre des Geldbeutels in feſter Hand hielt. Kam er darüber, ſo war in kurzem wohl alles vertan. Und einen ſolchen Gedanken verträgt

eine rechtſchaffene und aufrechte Bäuerin nicht. Je tüchtiger ſie iſt, deſto mehr fühlt ſie ſich nur als Verwalterin und Nutznießerin deſſen, was ſie überkommen und ungeſchmälert, wenn nicht vermehrt, ihren Folgern und Erben übergeben will.

Und nun wußte ſie: es gab da und dort, beim Krämer und beim Wirt, Schulden. Und die wuchſen immer höher, und wie wollte er, der keinen eigenen Kreuzer hatte, ſie zahlen, wenn er ſie nicht betrog? Und man trieb auch wirklich Verſtecken mit ihr und ſuchte ſie allenthalben zu übervorteilen. Es gibt für die Dauer nichts, was ſo mit einer immer ſteigenden Erbitterung reizt, wogegen man ſich ſo wehrlos fühlt.

Dabei bereitete ſich unter ihrem eigenen Dach, ſo daß ſie's unbedingt hätte gewahren müſſen, wenn ihr die ewigen Sorgen und Verdrießlichkeiten nicht den klaren Blick benahmen, das ſchlimmſte Unheil vor.

Nämlich, die Tereſa war wirklich zu ihren Jahren gekommen. Und ſie hatte gehalten, was ſie klein verſprach. Ein ſehr hübſches und munteres Mädchen war ſie geworden. Wie eine Kaſtanie war ſie, die eben aus ihrer ſtacheligen Hülle geſprungen iſt: bräunlich von Antlitz, braun das Haar und die Augen, und überaus und allenthalben blank.

Allen Burſchen gefiel ſie ſo. Denn ſie war auch eine gute Partie. Keinen aber reizte ſie mehr als den eigenen Schwager.

Nun mußte man immer zuſammen ſein. Und die Gemeinſchaft war ſo eng, daß kaum ein Augenblick verging, wo man einander nicht begegnete oder nicht immer wußte, wo man das andere treffen und überraſchen konnte. Und die Tereſa war ſehr fleißig und geſchickt, und keine Arbeit war ihr zu viel, und durchaus brav war ſie.

Es waren ja manchmal in ſehr ſchweren Stunden der Ruzena Gedanken an ſolche Möglichkeiten gekommen.

Aber ſie ſcheuchte ſie immer wieder und mit aller Kraft. Denn derlei war doch zu niederträchtig und unerhört und eben nur ein Beweis, wie ſchlecht ſie ſelber geworden war, ſeit ſie von nichts als Bosheit und Hinterliſt hörte.

Und was ſollte ſie denn auch dagegen tun? Das Mädchen aus dem Hauſe und in einen Dienſt geben? Dazu hatte ſie kein Recht. Denn die Tereſa war ſo gut wie ſie ihrer Eltern Kind und mußte ſich alſo nicht als Dienſtmagd quälen, wenn die Schweſter die reiche Bäuerin vorſtellte.

Und hätte das auch nur zu etwas geholfen? War es nicht selbst das klügste, man behielt die Verdächtigen bei sich, unter den eigenen Augen, und hoffte, die Scheu vor Frau und Schwester werde stark genug sein, sie vor einem unverzeihlichen Unrecht zu schützen? So verdorben ist selten einer, um alles Vertrauen zu mißbrauchen, das ihm gewährt wird.

Immer heftiger und dennoch immer zweifelnder klammerte sie sich an das einzige, was ihr noch blieb: an ihren Glauben an das Gute im Menschen.

Sehr gerne, zur Erleichterung ihrer Seele und weil es Dinge gibt, die man einem fremden Seelsorger eher bekennt, als dem vertrauten Beichtiger, hätte sie eine Wallfahrt unternommen. Aber, sie traute sich nicht einmal nach dem heiligen Berg, als dürfe sie die Teresa nicht für einen Tag sich selber und dem Wojtech überlassen.

Erwog der Hermann derlei? Machte er sich überhaupt Gedanken, die über das Allernächste hinausgingen?

Er wußte nur eines: das Frauenzimmer machte ihn toll. Er konnte sich nicht satt sehen an der Teresa. Aus jeder ihrer Bewegungen floß für ihn ein unerschöpflicher Reiz.

Und überdies standen ihm als nahem Verwandten von Anbeginn gewisse Vertraulichkeiten zu, die sie erst litt, ohne sich was dabei zu denken, und denen sie sich nachher durchaus nicht entziehen konnte, so unangenehm und drückend sie ihr wurden.

Und sie war jung und lachte gern. Vor der Ruzena traute man sich das kaum mehr. Und er hatte Witz und eine sehr lustige Art, insgeheim seiner Frau nachzuspotten und ihrer steinernen Ernsthaftigkeit. „So macht sie, Tereska, und so guckt sie." So sehr sie die Schwester liebte, sie hatte doch auch eine Scheu vor ihr, und also machte es ihr Spaß, die ihr sonst immer Respektsperson und ober ihr gewesen war, nun klein und komisch gemacht zu sehen.

Dies ist ein guter Kniff. Wer die letzte Achtung vor andern verliert, der gibt sie leicht auch vor sich selber auf und ist hernach zu Dingen zu bewegen, zu denen er anders nicht leicht zu bringen gewesen wäre.

Das ist nun einmal Menschenart. Und der Wojtech war darin über jedem Komödianten. Und so hatten die zwei immer zu kichern auf Kosten einer dritten, und ohne daß sie etwas dafür konnte, blieb's in der Kleinen haften und die Schwester sank in ihren Augen.

Zankte ſie einmal, dann fiel der Tereſa gewiß ein Schwank des Wojtech ein, und die rechte Wirkung war zum Teufel. Wer hieß ſie auch immer und aus jedem Anlaß predigen? Das merkte die Ruzena natürlich, und ſie wurde immer ſtutziger. Beſtand da ſchon ein Komplott gegen ſie?

Und überdies — der Wojtech ſchonte ſich ſelbſt nicht, machte ſich nicht beſſer, als er war. Er erzählte von ſeinem Lumpenleben. Natürlich — nur in Andeutungen, nur ſo weit, daß man nicht wußte, hatte er ſeinen letzten Streich vor wer weiß wie langem oder geſtern getan, nur eben daß ihre Neugierde gereizt ward, daß ſie alles deſto verzeihlicher und luſtiger fand, weil es als ſelbſtverſtändlich berichtet ward. Ja — das war einmal ſo auf der Welt. Und, wer einem jungen Gemüt Einblick in den Weltengang verheißt, der darf ſeiner Dankbarkeit ſicher ſein.

Dabei kam er im eigentlichen nicht einen Schritt weiter.

Umſonſt wandte er alle ſeine Künſte und Lockungen an und ſuchte jeden Augenblick des Alleinſeins zu nutzen.

Geld vermochte bei ihr nichts, die deſſen nicht bedurfte. Und ſie war allerdings neugierig,

wie jedes Mädchen in dieſem Alter; aber vorſichtig war ſie auch.

Immer widerſtand ihm die Tereſa. Je heftiger er ſie bedrängte, deſto widerwärtiger iſt er ihr geworden. Und ſo ganz mit der Sprache traute er ſich vor ihr doch nicht heraus. Immer hoffte er auf eine Überrumpelung, in der er's ihr abgewann, und fühlte ſich ſo langſam genarrt.

„Merk' auf, was dann herauskommt," drohte er einmal.

„Wann?" machte ſie ſehr unſchuldig.

„Tu' nicht ſo heilig ! Nun, dann, wenn du durchaus nicht anders wirſt," und er ſchielte ſie ſo tückiſch an, daß ſie vor dem Bosnickel im Innerſten erſchrak und ihn dennoch ſehr unbefangen anſah. Denn gewahrte er ihre Furcht, dann war es ganz und gar nicht mehr auszuhalten.

Ein Zorn, der ſich nicht zu helfen wußte, wuchs davon in ihm.

Er wurde roh und gehäſſig gegen ſein Weib. Wo er ſie nur irgend kränken konnte, dort hat er's immer und erfinderiſch getan.

Es gab kein Scheltwort — und der Hannak kann in einem Tag mehr ſchimpfen, als ein anderer anzuhören fähig iſt! — das ihm für ſie zu ſchlecht war.

Eine Trauerkuh, die ſchon zu gar nichts taugte, war ſie bei ihm. Und es war ihm gleichgültig, ob Zeugen dabei waren oder nicht. Ja, vor Fremden zeigte er's ihr am liebſten. Und weil ſie zu Beginn nicht gleich darein fuhr, auch mit dem Mundwerk nicht ſo flink war, wie er, ſo wuchs ſeine Frechheit und ſeine Gehäſſigkeit mit jeder Stunde.

Sie war überflüſſig auf der Welt. Aber das hätte man verzeihen können, wäre ſie, die zu gar nichts gut war, ihm nicht noch ein Hemmnis geweſen. Sie aus dem Wege und es wär' ihm bei dem Mädel ſicher geglückt, wie bei mancher, die auch erſt ſehr ſpröde getan. So aber — wie die rechte Mutter, die man nicht hintergeht, war die Ruzena immer zur Schweſter geweſen.

Die Ruzena aber litt und ſchwieg. Und ſie weinte immer noch nicht — mindeſtens geſehen hat es keiner. Aber in ſich hatte ſie das Gefühl und den feſten Glauben, der zahlende Tag für alles müſſe kommen, das ihr da einer antat, dem ſie von der erſten Stunde an das Beſte vermeint und bereitet.

* * *

Wären die beiden Schweſtern zu einer herzlichen Ausſprache gelangt, ſo wär' es wohl das

beſte geweſen. Man hätte ſich, gleichviel, wie immer, des heilloſen Geſellen entledigt, ſo ſehr ſich der Bauer ſonſt ſcheut, die Gerichte anzurufen, wenn es nicht um einen der beliebten Händel mit dem Nachbarn geht.

Gerade dem ſtand aber ſo ziemlich alles im Wege. Denn offenbarte ſie die Bedrängniſſe, unter denen ſie litt, ſo mußte die Tereſa beſorgen, einen Brand anzuſtiften, der erſt recht unheilvoll ward. Aufs äußerſte war der Wojtech in jeder Hinſicht gereizt; er haßte die Schweſter; ein Augenblick genügte, um ein Unheil zuzubereiten, das nie und nimmer gut zu machen war.

So ſchwieg ſie weiter, nachdem ſie nicht von Anbeginn geſprochen. Denn ſie ſelber hatte nicht von allem Anfang an den Ernſt der Nachſtellungen und der Schlechtigkeit des Schwagers geglaubt. Bei einem Schwank aber, auch wenn er derb iſt, zimpert man nicht und macht nicht viel Weſens.

Je mehr aber zu berichten geweſen wäre, deſto ſchwerer konnte ſie anheben. Und ſie hatte auch eine ſolche Scheu vor der Ruzena und wünſchte deſto mehr, ſich ihr anzuähneln, je beſſer ſie erkannte, wie verworfen der andere war. Die aber

war ſo ſehr verſchloſſen und gönnte niemandem einen Blick in ſich.

Freilich, ſie hoffte immerdar, die Schweſter werde ſich zu einem Bekenntnis entſchließen. Sie wartete lang und ſchmerzlich darauf. Aber kein Mädchen ſpricht gern davon, wenn man es mit aller Gewalt herunterzerren und ſchlecht machen will. Es iſt das die innere Scham, die ſehr lähmt.

Im Wojtech aber ſetzte ſich immer unbezwinglicher die Vorſtellung feſt, die Ruzena müſſe aus dem Weg, um jeden Preis.

Vordem hatte man's doch bequem gehabt. Man ließ einen beſprechen oder ihm das Leben abbeten. Die feine Kunſt war leider, wie manches Gute und Nützliche, ganz außer Schwang und Übung gekommen.

Und ſo begann er, ſein Weib mit jenem Haſſe zu verfolgen, der eigentlich kein Wort mehr gebraucht und nach keiner Tat greift. Denn in jeder Bewegung, in jedem Streit liegt er und ſpricht ſich aus.

Es war nicht anders, als wolle er ihr mit Blicken und mit ſeiner frechen Verachtung das Leben vergiften. Er gab ihr niemals eine Antwort, in der nicht ein Hohn und eine Beleidigung lagen. Als wolle er ſie wirklich durchaus in die

March drängen, ſo und wie ein rechter Teufel, der in ihm aufgewacht war, hat er's mit ſeinem Weibe getrieben. Er war unklug; denn, je mehr die Tereſa die Schweſter bedauerte, deſto unfähiger ward ſie, ihr ein Leid zu tun, deſto mehr wurde ihr der ein Greuel, der zu ſolchen Mitteln griff, nur um ein armes Mädel zu ſeinem Gelüſt zu zwingen.

Sie ſah ſich keinen Rat, während die Ruzena immer ernſthafter und nachdenklicher in ſich nach jener Verſündigung forſchte, der ſie ein ſolches Los danke. Sie fand keine und darum hielt ſie aus und litt weiter, was ihr von dem Haderlaken, dem Hermann zugefügt ward, ganz durchdrungen davon, die Stunde werde kommen und ſie bereit und entſchloſſen finden.

Wenn ſie zu Nacht erwachte und das trübe Nachtlicht glomm, dann ſah ſie oftmals nach ihm, der da in wüſtem Schlummer lag, häßlich und gemein, und ſinnloſe Worte vor ſich hinmurmelte, deren Bedeutung zu erraten ſie ſich fürchtete.

Und alle ihre Sorgfalt vereinigte ſich auf dem Willem, damit der Wojtech dem armen Wehrloſen nicht etwas zufüge. An ihn aber wagte ſich der in aller ſeiner Ruchloſigkeit immer noch nicht; zu ihm war er ſogar gut, wie er's nur je geweſen.

Sie alterte frühzeitig unter dieſen Begebenheiten. Eine ganz kurze Zeit war auch ſie in der Ehe aufgeblüht. Das war vorbei und ſie verfiel ſichtlich. Der Gram über ihre Kinderloſigkeit fraß ihr immer mehr am Herzen. Sie tat Gelübde und ſpendete reichlich. Immer neue, kränkende Ähnlichkeiten fand der Wojtech an ihr heraus. Und immer wieder, und war die Frau nur für eine Stunde von Hauſe, verſuchte er die Tereſa, mit Drohungen, Verheißungen, die ſie nicht lockten. Abmüden wollt' er ſie, bis ſie ſich nicht mehr zu helfen wiſſen werde vor ihm. Es ging auch beinahe über die Kraft eines jungen Geſchöpfes, was er alles mit ihr probierte.

Dennoch blieb ſie feſt. Hatte er ſeinen harten Schädel, ſo ſetzte ſie den ihrigen auf, ſich's nicht abtrotzen zu laſſen. Und ſo war zwiſchen ihnen ein ewiges, wütendes, verholenes Ringen, von dem es nur ein Wunder war, daß es ſo lang geheim und unentſchieden blieb.

Er mußte ſie übermeiſtern. Mußte! Denn man merkte ſeine Verliebtheit und ſtichelte auf ihn. Ein Ehrenpunkt war's für ihn geworden. Er mußte ſeinen Freunden und vor allem ſich zeigen, er könne durchſetzen was immer.

* *
*

Es war ein sehr schwüler Sommertag.

Eine so helle Sonne, daß selbst der Himmel bleigrau erschien und wie überflogen vom Staub, der tief und vor dem leisesten Windhauch beweglich auf der Landstraße lag.

Die unsägliche Helle blendete und tat den Augen weh. Nirgendshin konnte man vor dem Flirren und dem großen Leuchten blicken. Und eine tiefe und atemlose Stille lag über dem Dorf.

Es war wie eine einzige, ungewisse, bängliche Erwartung über allem. Nur die March rauschte ferne und feierlich und glitzerte, wie ein bewegter Spiegel, der alles Licht ins Unerträgliche übergrellt. Der abgerissene Jubelruf von Kindern, die nächst der Mühle ihre Erquickung fanden, erklang wie ein fröhlicher Glockenton durch das Schweigen.

In ihrer Küche stand die Ruzena und schälte mit einem sehr scharfen, kurzen, dreikantigen Messer Kartoffeln für das Mittagbrot. Manchmal tat sie einen suchenden Blick nach dem Krüppel, ihrem Bruder, dem die gellendste Sonne nichts anhatte, der sie dankbar empfing und tief in sich sog.

Die Teresa war vom Felde heimgekommen. Ganz müd' und aufgeregt von der Hitze. Ein wenig hatte sie sich verschnauft. Nun machte sie

ſich da und dort zu ſchaffen. Ihr blankes Hemd leuchtete wie ein weißes Flämmchen. Ja — da war eben Jugend und Kraft, der Arbeit und raſtloſe Bewegung eigentlich ein Bedürfnis waren. Mit einem ſtillen, tiefen Neid ſah ihr die Schweſter nach, die ſich vom Leben und ihren Gedanken ſo ſehr abgemüdet fühlte.

Dann kam ſie wieder ins Rechnen. Das liebte ſie. Das zog ſie von Schlimmerem ab. Das Jahr war gut geweſen. Das Gras war reichlich geraten und die Rüben ſtanden über alles Erwarten. Zu verbrennen fand die Hitze nichts. Die Gerſte war prächtig gediehen und verſprach in der Farbe ſo zu werden, wie man es nur wünſchen konnte: ein Korn makellos wie das andere. Das konnte ein ſchönes Stück Geld hereinbringen. Vielleicht, wenn der Wojtech nicht gar zu viel verliedert hatte und nicht allzu unangenehme Schulden aufkamen, konnte man ein Stück Feld dazu kaufen, das feil war und das ſie ſich ſehr wünſchte.

Wozu aber und für wen machte ſie eigentlich noch ſolche Pläne? Dies fiel ihr ſchwer aufs Herz.

Es war ſo ſchwül, daß ſelbſt das raſtloſe und eintönige Piepen der Küchlein verſtummt war. Und ſie dachte weiter: ja, die geſperberte Henne

mit dem weißen Schopf, die taugte nichts mehr, die mußte fort, in die Suppe. Dazu war ſie noch gut genug und ſonſt zu nichts. Und auch dabei wurde der Ruzena ganz eigentümlich weh um die Bruſt.

Der Ausrufer ſchritt durch das Dorf. Er handhabte ſeine Trommelſchlägel läſſig und ohne jeden feierlichen Nachdruck, den er ſonſt an ſich hatte. Alleweil wiſchte er ſich das Geſicht und ſchöpfte tiefen Atem, ehe er ſeine Litanei herunterratſchte. Ja — wenn niemand auf einen achtet, dies lähmt den Eifrigſten. Er fühlte ſich zum erſtenmal in ſeinem Leben überflüſſig und gar nicht Amtsperſon. Natürlich — wer hatte die mindeſte Luſt, aus dem Schatten zu treten und auf etwas zu horchen, was er ohnedies ſchon wußte.

Es war eine unendliche Hellhörigkeit in der Luft. Und der Ruzena erſchien es, ſie vernehme ein fernes und eifriges Wiſpern, das durchaus nicht für ſie beſtimmt und zu undeutlich war, um es zu enträtſeln.

Ihm nachgehen? Ja, wozu denn, nachdem man froh war, daß man ſich nicht zu rühren brauchte? Sie ſtellte zu und trocknete ihr Meſſer.

Und mitten in dieſer feiertäglichen Stille ein Schrei. Abgeriſſen, gell, tieriſch.

Die Ruzena horchte: gespannt, ganz Nerv. Wer hatte ihn ausgestoßen? Sie tat einige Schritte vor.

Dann fuhr sie zusammen. Aber nicht wie eine, die in die Kniee brechen will. Denn sie sah etwas. Und geduckt, wie eine Katze, schlich sie vorwärts.

Hinter dem Stadel rangen zwei in erbittertem Ringen. Ihr Mann und ihre Schwester. Das Hemd des Mädchens war von wütenden Griffen zerrissen. Sein Atem ging schwer und keuchend. Noch widerstand es, und seine Kampflust war größer als seine Furcht, daß es nicht um Hilfe rief.

Dies Ringen hatte der Krüppel gesehen. Und vielleicht in Erinnerung an jenen Handel, der ihn Gesundheit und Verstand gekostet, hatte er, der sonst immer schwieg, diesen einen Schrei ausgestoßen.

Ganz prachtvoll hielt sich die Teresa. Ja, sie war geschmeidig und gekräftigt durch die viele Arbeit, und flink. Aber sie hätte erliegen müssen. Denn ihr Widersacher war viel stärker und tückisch.

Immer näher, ungesehen, jede Deckung benützend, kam die Ruzena den beiden. Sie atmete kaum. Die Lippen biß sie zusammen. Dann

— unmittelbar vor ihnen — ein heiſerer, gieriger, unmenſchlicher Schrei. Beide fuhren entſetzt auseinander. Noch ein Satz, den nichts mehr hemmen konnte. Das Meſſer in ihrer Hand blitzte auf und ſtieß vorwärts, mit einer ſchrecklichen Wucht und Schnelligkeit. Die Seele der Ruzena lebte in dieſem Stoß.

Der Hermann drehte ſich um ſich — einmal, zweimal. Das wäre luſtig zu ſehen geweſen, war es nur nicht ſo gräßlich. Dann warf er beide Hände hoch in die Luft und ſchlug nieder auf ſein Geſicht. Und die Tereſa ſchwor hernach, ſie könne es im Leben nie vergeſſen, wie ſich die Schweſter ſtumm über den Verröchelnden geneigt, erſtarrt, begierig, mit einem grauenvollen Ausdruck voll unverſöhnlichen Haſſes nach ſeinem letzten Zucken, ſeinem letzten, leiſen Atemzug.

Alsdann ſchleuderte ſie das Meſſer von ſich. Und ganz tonlos: „Gib acht auf den Hof. Geh' zum Bürgermeiſter und zum Herrn Dechanten. Ich muß in die Stadt, aufs Gericht. Um mein Recht." Und wie ſie war, ſo ging ſie. Mechaniſch, getrieben von einer Gewalt, die ſtärker war als ſie ſelber. Und die Tereſa, immer noch im Bann, ſah ihr nach, wie ſie durch das Flirren des Mittags ihren Gang antrat, der Stadt zu, den Hügel emporklomm, den jener niedergeſtiegen,

wie sie schnell, doch sonder Hast dahinschritt, barhaupt, das Kleid vorne besprengt vom Blute des Mannes, den sie niedergestochen. Erst da sie ihr entschwand, kam die Teresa zu sich. Sie schrie auf und schluchzte . . .

Dies ist der Fall der Ruzena Capek. Auf seinen Ausgang sind viele begierig und er ist ungewiß. Denn wir haben nicht französische Geschworene. Man wird ihn zu seiner Zeit erfahren. Ich wollte nur die Begebenheiten mitteilen, wie sie im Heimatsort der Witwe Hermann berichtet werden . . .

Die Hanna

Eine Postkarte war mir unversehens ins Haus gekommen. Florian Petersilka erinnerte mich alter Beziehungen, teilte mir mit, er habe sich nächst Klosterneuburg in einem einsamen Häuschen eingemietet und bat mich dringend um meinen Besuch für nahe Frist.

Es war im beginnenden Spätherbst. Das ist die richtige Zeit für eine bequeme Wanderung die Donau aufwärts. Und der Mann, der in einer wunderschönen, weiträumigen, klaren Schrift diese Einladung an mich ausgehen ließ, stand mir klar genug vor den Augen, daß mir ein Wiedersehen mit ihm höchst erwünscht sein mußte.

Wir waren gute Kameraden gewesen am Kremsierer Gymnasium. Das war nun freilich manches liebe und leide Jahr her. Aber so lange Zeit mit starken Erlebnissen darüber verflossen war, ich hätte den wunderlichen Gesellen nicht vergessen können, auch wenn er sich späterhin nicht mir und allen, welche die Kunst

lieben, in der nachdrücklichſten Weiſe ins Gedächtnis gerufen hätte.

Er war das Kind ganz armer Häuslersleute aus der Hanna. Und natürlich ſtudierte er alſo über Wunſch ſeiner ſehr frommen Mutter und weil das am billigſten kommt, „auf geiſtlich“. Und er war dazumal ſehr fromm und fühlte ſich in ſeiner künftigen Würde nicht wenig und ſprach voll Ernſt und Salbung, die ſeinen heftigen und durch die Kutte doppelt fahrigen Bewegungen drollig genug widerſprachen.

Er konnte ſich in einen großen, religiöſen Eifer hineinreden. Dennoch traute man ihm nicht ſo ganz. Seine Flammen ſchienen gewollt verzückt. Und er hatte merkwürdig heiße Augen, von denen man das Gefühl hatte, ſie ziehen alles tief in ſich und ſehen es ganz eigen und behalten es in ſich.

Dann waren ihm ſeine Eltern weggeſtorben, ſo daß kein Einfluß mehr auf ihn geübt ward. Und ihm war von einem Oheim eine Erbſchaft zugefallen, groß genug nach ſeinen Begriffen, um ihn frei und unabhängig zu machen. Augenblicklich ſprang Peterſilka aus der Kutte und offenbarte nun einen höchſt merkwürdigen Pfaffenhaß voll kühner Übertreibungen, eine Verachtung aller Kirchengebote, die in der kleinen Stadt übel genug vermerkt wurde.

Denn Jud' und Chriſt mochten ſich ſo weit nicht. Ein Freigeiſt aber mißfiel beiden Bekenntniſſen in gleicher Weiſe. Denn man hielt auf Religion.

Er gebärdete ſich huſſitiſch und die Deutſchen haſſend genug. Man glaubte es ihm nur ſo wenig, wie vordem ſeine ausbündige Andächtigkeit. Etwas unbewußte Komödie ſpielte er offenbar ſich und anderen gerne vor und er verlor ſich immer völlig an die Umſtände, unter denen er lebte.

Für begabt galt er durchaus nicht. Da hatten wir ſchon ganz andere Köpfe oder wie Pater Mathia ſagte: lumina. Im Seminar hatte man ihn durchgeſchleppt, weil einer ſchon ſehr gottverlaſſen ſein muß, was ſich für einen Gottgeweihten doch nicht gehört, um da durchzufallen. Nun, da er ans Obergymnaſium kam, ging es mit ihm jämmerlich genug. Er mochte weder lernen noch leſen und dem Durchſchnitt erſchien er wohl ſtumpf und gleichgültig gegen alles. Offenbar blieb er nur auf der Anſtalt, weil er ſich für den elterlichen Beruf ſchon verdorben fühlte, weil er zum lateiniſchen Bauern keine Luſt hatte und noch nicht recht wußte, was mit ſich beginnen.

Er hatte dabei eine eigene Art an ſich, die

Herren Profeſſoren gegen ſich zu erboſen. Noch lebten und wirkten einige Piariſten darunter, denen es bei aller ihrer Duldſamkeit mißfiel, daß er ſich trotz ſeiner urſprünglichen Beſtimmung für die Kirche nun gar ſo weltlich und gottlos benahm. Und ſie hatten die nicht eben löbliche Gewohnheit an ſich, bei jedem Vergehen gegen Schulordnung und Lerneifer mit dem ſchärfſten Geſchütz und mit Drohungen ewiger Verdammnis anzurücken.

Dieſe polterten und andere winſelten. Nun war es manchmal, als lege es Peterſilka darauf an, die hochwürdigen Herrn jeden nach ſeinem Temperament in eine gelinde Wut hineinzureizen. Dann ſtand er da, eines Hauptes länger als die geſamte übrige Klaſſe; die ſchwarzen, ſchlichten Haare zurückgeſtrichen; knochig, mager und eckig: und ſchwieg, die ſchwarzen Augen unverwandt auf ſeinen Lehrer, der nun ſein Opfer war, gerichtet, ſtechendſpähend der Blick, als dürfe er keinen Laut und keinen Geſtus vergeſſen: furchtbar ernſthaft und dennoch durchaus ein Kauz und ein Schalk.

Da war der Pater Mathia. Sehr ſtreng, ſehr eifrig auf ſein Griechiſch und auf ſeine Einführung in die philoſophiſche Wiſſenſchaft,

mit denen man uns eben die letzten Weihen für die Hochschule gab und den Abschied vom Gymnasium versüßte. Wir hatten haarscharfe Logiker und erstaunliche Psychologen unter uns. Peterssilka verachtete alle drei Fächer. Gerechter war keiner als Pater Mathia; keiner aber auch gröber. Denn er war ein deutscher Bauernsohn und gefiel sich in der Mundart und den Flüchen der Heimat. Er konnte wettern, daß es seine Art hatte und den Verstocktesten ein Schauder überkam — über zwei Fuhrknechte, die sich in einander verfahren haben und nun nicht loskönnen, war er. Und man weiß — in solchen Fällen gewinnt die Erfindungsgabe Schwingen und es kommen schöne und des Denkens würdige Leistungen zutage.

Der hatte den Peterssilka einmal in der Arbeit. Es war ein Spektakel, als wolle er dem Burschen an den Kragen und daß man auf den Gängen zusammenlief. Und mitten in seinem Koller, knapp nach der Frage, die immer den Höhepunkt seiner Ausführungen bezeichnete: „Du Mistkerl! Deinetwegen glaubst du, daß Christus gestorben ist?“ wollte sich der hochwürdige Herr kräftigen und griff nach seiner Dose — denn daraus sog er seine schönsten und saftigsten Wendungen — und merkte mit

Schrecken, ſie ſei völlig leer. Peterſilka aber langte mit einer unſäglichen Seelenruhe in ſeine Taſche und bot dem Grollenden eine Prieſe dar. Gedankenlos griff der zu; ſchnupfte und alle Buben brachen miteinander in das unbändigſte Gelächter aus. Nur Peterſilka ſchnitt ſein unſchuldigſtes Geſicht, der Herr Profeſſor aber bekam einen neuen Wutanfall, ſchimpfte und knurrte noch einiges und trat alsdann einen unrühmlichen Rückzug an.

Wir beide vertrugen uns ausgezeichnet.

Es war nämlich erſtaunlich und wie ein Wunder, wie ſcharfe Sinne der Burſche hatte. Er beſtimmte nach der Schichtung der Wolken das Ziehen des Windes. Er gewahrte jeden Kringel im betauten Gras. Er ſah die Lerche, wenn ſie ganz verloren und im Blauen ihr Sonnenlied herunterjauchzte.

Beſtaunte man ihn darum, dann fuhr er ſich mit der Hand übers Geſicht, wie es die Herren Lehrer in der Gewohnheit hatten, um die Glätte ihrer raſierten Wangen zu prüfen: „Weißt du — weil ich nicht ſo dumm bin, da werde ich mir meine Augen vielleicht auch mit den blöden Büchern verderben!“

Wir gingen mit einander ſpazieren. Aber den Park, der doch prächtig genug iſt, mit

ſeinen alten Baumgängen, mit dem ſtolzen Geflügelhaus, das ſich ſo ſchön und goldgetont im großen Weiher ſpiegelt, in deſſen ſtiller Flut an ſchwülen Tagen ſich die Karpfen in dichten Scharen, die beſchuppten Rücken ſchillernd in der ſchwülen Sonne zur Fläche drängen, während ein leichter Wind die Blüten der Kaſtanien über die Waſſer ſtreut, den mocht' er durchaus nicht trotz der zierlichen Tempelchen, der rinnenden Bächlein, darüber ſich ſchlanke Brücklein ſpannen, der großen, grünen Wieſen, überwuchert von manigfachem Blühen, auf denen der Pfau ſein ſonniges Rad ſchlägt, trotz ſeiner Haine voll einer ſchönen, verſchwiegenen Einſamkeit und Kühle. Der war ihm gar zu geſittet.

Dahin ging man nur, um zu baden oder um einen müßigen und ſonſt verlorenen Nachmittag zu verdehnen. Und er ſprach recht ſehr verächtlich zu meinem innigen Schmerz davon. Aber ich war ihm durchaus nicht gewachſen.

Aber in die weiße Ebene hinaus gingen wir. Und ihm war keine Glut und kein Stäuben zu viel. Er ſprach eigentlich wenig. Aber gedeutet hat er gerne und man mußte erraten, was er meine und was ihn juſt beſchäftige: etwa das ſchillernde Häutchen, leuchtend in allen Farben des Regenbogens, das ſich auf

einem Tümpelchen gebildet, oder der unendliche Rückglanz des Lichtes auf einem ſtehenden Waſſer, wo man es mit einer Wehr geſtaut, und ſein Glitzern, wenn es milchig, giſchtend niederfloß, oder nur ein Baum, der überſtäubt in der grauen Ebene ſtand, als hätte ſein ſchwarzes Laubwerk Puder überflogen, oder nur ein fernes Dorf, das ſich mit braunen Strohdächern in eine Mulde duckte, wie ein Rebhuhn in ſeiner Furche kauert. Bis ins ſinkende Dunkel wanderten wir ſo. Bis die Sterne, die er zu nennen wußte, am Himmel ſtanden und die Windmühle von Bilan mit ihren dunkeln und ruhenden Flügeln auf ihrem winzigen Hügelchen geſpenſtig und wie ein rieſiges Andreaskreuz in die ungeregten Lüfte ragte.

Es war eine ſtarke und ehrfürchtige Liebe zur Heimat in ihm. Er eignete ſie ſich an, er trank ſie in ſich, ohne jeden Nebengedanken. Ich aber habe in ſolchen Wanderungen viel und unvergeßlich von ihm gelernt.

Bei der Matura haben mir dieſe Erkenntniſſe nicht etwa genützt. Wir ſtanden beide davor. Aber, ſogar Peterſilka kam durch zum allgemeinen Erſtaunen des Gymnaſiums. Man ließ ihn durchſchlüpfen, wohl mehr damit man ſeiner endlich ledig ſei, mit dem man gar nichts

mehr zu beginnen wußte, als in der Überzeugung von ſeiner Reife für die Hochſchule.

Er verriet keinerlei Freude oder Überraſchung über das immerhin unerwartete Ereignis der Prüfung, während viele darob gar nicht genug ſtaunen konnten, nachdem er doch in mindeſtens drei Fächern geradezu jammervoll dageſtanden war. Er ſprach auch nichts davon, welchem Beruf er ſich und ſeine Fähigkeiten zu widmen gedenke. Es war eine merkwürdige und unjugendliche Gleichgiltigkeit in ihm.

Wir machten gemeinſam noch einen letzten, unſeren liebſten Ausflug: zum Mövenweiher von Chropin.

Ein eintöniger Weg! Die Felder waren gemäht und die Stoppeln ſtanden kurz, gelb und traurig da. Es war trockene Zeit und es ſtob allenthalben. Nur die Zuckerrübe hatte noch ihr gilbendes Blattwerk und die gelbgrüne Hirſe, die aus der Ferne ſo goldig weht, nickte mit ſchwachen und zierlichen Riſpen.

Durch ſparſame Wäldchen mit geringem Schatten ging's. Wieder war es die blache Ebene, über die die ſinkende Sonne all ihren Strahlenſegen ausgoß. Es war ſchwül und ein ungeregter Tag.

Endlich ſtanden wir vor dem Gewäſſer,

das uns groß genug erſchien. Zwiſchen den rotbraunen Rohrkolben ſtieg ein gelles und flirrendes Leuchten auf. Blaſen hoben ſich zur Höhe und zerziſchten platzend, und Binſen ſtiegen ſchlank, ſtarr und überaus hochſtämmig empor.

Über der Flut aber trieben Möven aller Arten und wie es uns ſchien aller Farben ihr Weſen. Sie kreiſten einſam mit weißen, blanken Schwingen im Blauen, ſie jagten einander, geſellten ſich zu Schwärmen, kreiſchten gierig und fielen ein mit haſtigen, blitzenden Bewegungen.

Die Schatten der wehenden Fittiche glitten über den Teich. Verwirrung bot der Blick aufwärts, Verwirrung der zum Boden. Dazu das Schrillen der vielen Stimmen. Nicht müde ward man vom Sehen; aber wie ein Taumel und wie ein Schwindel ging es davon aus.

Peterſilka ſtand da. Stramm aufgerichtet und ganz Auge. Hinter ihm war die Sonne. Wie ſie ſich immer raſcher zum Niedergang neigte, ſo vermehrte ſich das Schwärmen über uns, wuchs das Schwirren der Flügel ins Unermeßliche. Zu Scharen kamen ſie angeſegelt, mit zuckenden eilfertigen Schlägen und heiſerem Rufen. Vereinſamt ſchwamm noch eine einzelne und zog hoch oben, das Gefieder angeglüht

vom Abendſonnengold, ihre ſchönen und ſtolzen Kreiſe. Peterſilkas Schatten fiel mächtig über den Weiher; er ſah andächtig in den vielen Glaſt und ſprach kein Wort. Nur mit einer herriſchen Gebärde der Rechten, die ich nie an ihm gewahrt, die beinahe einer Beſchwörung glich, ſchnitt er durch die Luft.

Hernach gingen wir heim. Schweigſam, wie gewöhnlich. Nur an ihm war eine merkwürdige Verdroſſenheit, eine Abſpannung, die ich denn doch nicht ganz verſtand. Als trüge er ein Geheimnis oder eine neue Erkenntnis mit ſich heim. Die Nacht drängte heran und es war diesmal, als ſcheuche ſie uns zurück zur Stadt. Einige ſpazierten noch am Ring — immer in der Tretmühle, in der Erholung ſo gut wie in der Arbeit.

Wir nahmen keinen gerührten Abſchied und wir ſchloſſen keinen Bund fürs Leben miteinander. Aber ich habe oft, ach oft ſeiner gedacht. Denn er kam mir aus den Augen. Andere Sorgen nahmen mich in Wien gefangen. Denn ich habe mich in der fremden und großen Stadt ſchwer genug eingeheimt, mich oft genug in ihr verlaſſen geglaubt und unſicher und ungeſchickt meine erſten Schritte in ihr getan. Ich vernahm wohl, auch Peterſilka ſei in Wien.

Aber in der Universität sah man ihn niemals, nicht einmal zu Semesterschluß, der sonst auch die Trägsten zu einem Gang dahin bewegt und aufrüttelt. Was trieb er? Das war nicht zu erkunden. Was immer aber ich gehört hätte — gerade von ihm wär' mir gar nichts verwunderlich erschienen.

Ihn zu suchen hatt' ich keine Zeit. Wie auch hier einen aufstöbern, der sich vielleicht mit Bedacht verborgen hielt und Wege ging, die sonst niemand nahm? Die Überzeugung aber bestand bei mir, wir müßten uns wieder einmal begegnen und nicht nur für einen Augenblick.

Und so waren denn mehr als zwanzig Jahre vergangen.

Wege, voller Zuversicht und gemeinsam angetreten, hatten sich für immer getrennt. Manch guter Geselle war mir vergessen. Mancher verloren für diese Zeit oder für ewig. An diesem einen hielt mein Gedächtnis, vielleicht meine Seele mit einer sonderbaren Zähigkeit fest. Und mir schien, der ich doch selbst schon ergraute, er könne nicht altern und ich sah ihn immer vor mir, wie an jenem Abend in Chropin — lang, mager, bartlos und mit vollem schwarzen Haar, bedachtsam und eckig und so

ſchrecklich ungeſchickt und windmühlenmäßig in den ſparſamen ruckhaften Bewegungen der Arme.

Und dann war jene mähriſche Schule der Landſchafter hoch gekommen, ſo voll einer unergründlichen, grenzenloſen Liebe zur Heimat, zu ihren armen Reizen, ſo beſtrebt, der Welt zu offenbaren, was ſich alles aus ihrem träumeriſchen und von grauen und gekropften Weiden überſchatteten Born ſchöpfen laſſe; künſtleriſches Neuland voll unerſchöpflicher Fruchtbarkeit offenbarte, kaum, daß man ihn unter den Pflug genommen, der gleiche Boden, den man ſo lange für Steppe gehalten. An der Spitze unter ihnen, der eigenſte und ſelbſtgewachſenſte darunter ſtand, faſt über Nacht mit einem Schlage anerkannt und berühmt geworden, Führer wider Wollen und aus Notwendigkeit Florian Peterſilka.

Man ſpottete über ſeinen Namen. Aber, man hatte ſich in der letzten Zeit an andere, kaum beſſer glaublich oder klingend, gewöhnen müſſen. An ſeinem unbedingten und ſiegesſicheren Können aber war nicht der mindeſte Zweifel und ganz beſonders mich berührten und zu mir redeten ſeine Bilder höchſt eigen zu ihrer unerhörten Ehrlichkeit.

Dies war das reiche und fruchtſchwere

Flachland, das ich kannte, liebte und deſto ſchmerzlicher erſehnte, je länger ich's nicht geſehen; umgrenzt von blauen Bergen, ſo daß nirgends der Eindruck der Grenzenloſigkeit und der Verlaſſenheit wach ward; mit den Waſſern, die träge rinnen, große Bögen und Krümmungen machen, als könnten ſie nicht müde werden, dieſen dankbaren Boden zu benetzen; mit den eingeſprengten dichten Auwaldungen voll friedlicher Schatten; den ſteifen Pappeln am Saum der weißen Straßen; erfaßt und beſchworen in allen ſeinen Stimmungen, mit ſeiner ganzen Seele, die ſich nicht jedem offenbart, die behorcht und beſpäht ſein will, ehe ſie erwidert und lohnt.

Niemals war eine Staffage darauf. Aber die Sonne, ihr Spiel nnd all ihr Wirken war mit einer erſtaunlichen Kraft und Freudigkeit wiedergegeben. Es war eine Verlaſſenheit, eine linde Traurigkeit über ihnen und dennoch eine Verheißung von Segen.

Vielleicht nur ein einſames Haus; farbig getüncht; rund ums Grüne die goldenen Maiskolben, gleich Feſtons niederhangend, im hellſten Lichte aufglühend, es in ſich ſaugend und rückſtrahlend wie Garben Bernſteins, in dem ſich die Sonne bricht.

Dies war die Art Florian Peterſilkas, der mich nun, da wir beide Männer geworden waren und manches Land und manches Geſchick erfahren hatten, zu ſich rief. Etwa nur, weil ich einmal über ihn und ſein Weſen voll aufrichtiger Freudigkeit geſchrieben hatte? Dies ſchien mir nicht wahrſcheinlich bei einem, der ſo eigenwillig in ſelbſtgewählter Einſamkeit lebte. Aber ich machte mich, nachdem ich mich angeſagt, ſo wie ich nur konnte, auf den Weg.

Auf dem Bahnhof Kloſterneuburg erwartete mich Peterſilka.

Wir drückten einander die Hand, ohne einer das rechte Wort für den anderen zu wiſſen. Es iſt immer eine eigentümliche Befangenheit beim Wiederſehen nach ſo langer Trennung und ſie lähmt.

Wie vordem immer, ſo übernahm er die Führung. Wir ſtiegen hügelige Wege hinan. Es war ein ſonniger Tag zu Ende Oktober; an dem man wandern möchte, ohne Ziel und ſonder Ermüdung.

Es iſt dann manchesmal, als trüge einen dieſelbe Luft, die zu Lenzeingang ſo gerne niederdrückt und abmattet; als wehe der Wind förderlich und als ſei er erfüllt vom ſtählenden und erfriſchenden Odem des nahen Winters.

Vor uns lief Peterſilkas ſchneeweißer Spitz; vernehmlich keuchend und dennoch voll eines löblichen Eifers, als ſei er verpflichtet, uns in der Richte zu halten. Nach einigen Schritten blieb er immer ſtehen oder, hatte er genügenden Vorſprung, ſo tat er ſich nieder; die rote Zunge hing vor, ſeine Flanken bebten und die guten, traurigen Augen ſahen voll Vertrauen nach uns.

Es war etwas Verzaubertes über allem. Denn die Stille war unſäglich groß. Auf allen Wegen und Richtſteigen, auf denen ſich ſonſt an Sonntagen im Sommer Tauſende luſtwandelnd bewegen, war keine Seele.

Verſpätete Quitten glänzten unterm Laube; die ſcharfkantige Frucht, ſo gleich einem Apfel und dennoch unverkennbar etwas anderes, das ſatte Leuchten ihrer Farben hatte etwas Fremdes, Märchenhaftes: die Mahnung zum Genuß. Trauben, die man bis zum erſten Froſt auf dem Stock belaſſen, ſchwollen ſehnſüchtig der Sonne entgegen. Marienfäden ſchwammen mit dem Wind, überſpannen rotes Laub, umfingen Tautropfen. Das glitzerte, wie das köſtlichſte Geſchmeide.

Wir ſprachen kaum ein Wort. Nur manchmal flogen Blicke und forſchten, ob denn jeder auch ſo recht genieße. Sie ſpannen den Bund

zwiſchen uns von neuem. Peterſilka hatte ſich in alle den Jahren wenig verändert. Er war ſonnenbraun vom vielen Weilen im Freien. Sparſam etwa ein graues Haar in ſeiner ſchwarzen, immer noch nach rückwärts geſtrichenen Mähne. Verſonnene, aber ſehr klare und zutrauliche Augen. Er trug keinen Bart; und ſeine Bewegungen waren wie dereinſt: haſtig, ſchlenkernd, unbeholfen und dennoch nicht ohne Kraft.

Wir machten vor einem einſamen Winzerhäuschen Halt. Der Spitz ſtand jappend davor und blaffte heiſer — der einzige Laut, den ich während des ganzen Spazierganges von dem ernſthaften und würdigen Tier vernahm. Peterſilka ſuchte in allen Taſchen nach dem Schlüſſel und lächelte dazu ſein kauziges Lächeln. Endlich ſtieß er die Tür auf und ließ die Hand mit einer großen, wortloſen Herzlichkeit auf meine Schulter fallen. Eine unſägliche Fülle des Lichtes quoll uns entgegen. Denn der Raum hatte drei Fenſter mit einer großen und mannigfaltigen Ferne. Im Grunde zog die Donau vorüber und kieſige Bänke ſtanden gleich gelben Eilanden, ſchwach bebuſcht in ihrer Flut. Die Einrichtung des Raumes war höchſt einfach. Ein Bett, ein Tiſch, einige Stühle. Alles

aus gelbgeſtrichenem, weichem Holz, das noch nach Tanne duftete. Eine Staffelei, mit einer blanken, kaum erſt grundierten Leinwand. Eine Kriſtall-Flaſche mit edlem Wein; zwei ſchöne und helle Gläſer.

Wir ſetzten uns. Peterſilka ſchenkte ein und wir ſtießen ſchweigſam und herzhaft an. Der Spitz tat einen erſtaunlich flinken Satz nach dem Fenſterbrett, ſtreckte ſich behäglich aus, ließ ſich die Sonne recht breit auf den weißen Pelz ſcheinen und ſah wie verſtändig bald in die Landſchaft, bald nach uns herüber, immer den ſchlanken Kopf zwiſchen den Vorderpfoten; die roſige Haut leuchtete. Peterſilka aber rieb ſich die Hände: „Alſo, Freundchen, da biſt du und da bin ich" und es war ein ſehr großes Wohlwollen in ſeinem Geſicht, und nun erſt fiel mir auf, daß er den Ehering an ſeiner ſchlanken, doch knochigen Rechten trage. Er war alſo wohl verheiratet. Sonſt war nichts von Schmuck an ihm. Nicht einmal eine Kette hatt' er und wie er flüchtig nach ſeiner Uhr ſah, ſo meint' ich ſie noch vom Gymnaſium her zu kennen.

Es war, als hege jeder Tropfen, den wir ſchlürften, eine Erinnerung, zu fein und zu unkörperlich, um ſie in Worte zu faſſen. Ein

herzliches Vertrauen, wie wir es einmal unausgesprochen in uns zu einander getragen, quoll uns daraus entgegen, und die Zeit, die wir getrennt gewesen, versank im Nichts.

Andere Wege waren wir vordem gegangen. Andere, doch gemeinsam. Jene Gabe, die damals jeder im Gefährten gewittert und gefördert, mit eigenen Augen in die Natur und in die Welt zu sehen, wir hatten uns bemüht, sie nach Art und Anlagen zu entwickeln und sie war bei ihm zur vollsten Künstlerschaft geworden. Er hob sein Glas und ließ die Sonne darein leuchten und sah dem edeln Farbenspiel zu: „Ja — der Wein! Einen solchen Wein hat's in der Hanna nicht? Gelt, Freundchen!" Und wie man einem Abwesenden Bescheid zutrinkt, so tat er einen raschen Schluck, wenn er bis nun nur andächtig sparsam verkostet hatte wie ein Kenner und wie ein Genießender.

Die Hanna! Da war das Zauberwort gefallen, das die Siegel der Vergangenheit sprengte, mir Zutritt geben mußte in geheime Kammern voll gehäufter Erinnerungen! Es war keine Neugierde in mir, nur eine stille Erwartung und eine starke Spannung. Denn die Entwicklung, die Peterssilka genommen hatte, die fiel zu sehr aus dem Geleis. Wo lagen seine

Anfänge, daß man nichts von ihnen wußte? Und mein Kamerad mußte manches erlebt haben. Da war ein ſchmerzliches Zucken durch das ganze Geſicht, wenn er in ſich war. Und was ihm das Geſchick an grauen Haaren erſpart, das hatt' es ihm an Runzeln und Fältchen zugelegt, durch die eine nnabläſſige Bewegung lief. Und der Blick war beim Sprechen ſehr ernſt und wiſſend. Und er ſprach, wie der Wein, dem wir gern und tapfer zuſprachen, immer mehr ſeine Wirkung übte, raſch und wie nach einer klagenden Weiſe.

Er erhob ſich raſch und ungeſchlacht und der Spitz richtete ſich zur Höhe, die Augen voller Erwartung. Er kraute ihm das Fell und lächelte, während der Ausdruck ſeines Geſichtes ſonſt ſehr ernſthaft und nachſinnend blieb. „Ja, Freundchen und Bruderherz — das iſt nun lang. Sehr lang iſt's — ſo lang!" er reckte die Hand und ſpreizte die Finger von ſich. „Und wir meinten damals noch, ein Glas Wein iſt eine Sünde und wir wiſſen heute, was für ein gutes Ding es iſt und was es überhaupt mit der Sünde auf ſich hat, und wir waren damals freche Buben und wir gelten dennoch heute für würdige Männer und man grüßt uns. Und der Mathia, weißt du noch, der Mathia!"

Und er lachte herzlich und ſchmetternd und es war, als lache die ganze Stube mit und er würde jung davon.

„Der Mathia iſt tot.“

„So“ — er zuckte die Achſeln, „muß alt genug geweſen ſein dafür. Und der Ephraim Kohn — weißt du, der immer ‚Nú?‘ gefragt hat? Und den wir darum den Nú Ephelkiſti-kohn geheißen haben? Beweglich genug war er dazu. Iſt alles Griechiſche, was mir geblieben iſt — und es reicht; ganz gut reichen tut es mir.“

„Betreibt einen geſunden Getreidehandel und Malz-Export. Filiale in der Schweiz,“ meldete ich gewiſſenhaft.

„Oder der Herr Direktor — weißt du noch? So ein guter Menſch — gar nicht zum glauben, wie gut! Und wenn er mich wieder einmal in Mathematik erwiſcht hat — und wann oder worin hat man mich nicht erwiſchen können? — dann iſt er in ſeiner Stube auf und ab-gegangen und hat geweint: ‚Ein ſchlechter Kerl iſt er, dieſer Peterſilka. Schlecht in die Haut. Immer lernt er nichts und ärgert mich, wo er nur kann. Mich, ſeinen alten Lehrer und Katecheten. In der Hölle wird er brennen. In Ewigkeit, Amen. Aber, das iſt Strafe genug; warum ſoll er mir da noch durchfallen

und ein Jahr länger auf dem Halſe liegen?‘ Und in lauter Bekümmernis über meine Bosheftigkeit hat er ſein Nichtgenügend ausradiert und ein Genügend oder wenn er von dem guten Biſenzer Wein, welchen er gar ſo gerne gehabt hat, ein Gläschen zu viel in ſich hatte und alſo noch mehr Wohlwollen als ſonſt, gar ein Befriedigend hingeſchrieben.“ Und Peterſilka lachte.

„Zu nichts wird er's bringen. Ein Bettelmann wird er ſein, ſein Leben lang, haben ſie geſagt. Und heut — welche von ihnen leben, die ſind ſtolz genug auf mich. Und der ſchönſte Bauernhof in der ganzen Hanna gehört mein und mein Bruder mit den Seinigen bewirtſchaftet ihn, und wenn ſie daran vorüber zu Markte fahren, dann deuten ſie mit den Peitſchen darauf hin und ſtecken die Köpfe zuſammen, und machen Geſichter, noch blöder vor lauter Wichtigkeit und Verwunderung wie ſonſt. Weißt du, weil ſie nicht verſtehen, wie man ein ſolches Stück für etwas Geld bekommen ſoll, was ſie täglich vor Augen haben und woran ſie nämlich ſelbſt niemals etwas gefunden haben. Und das ſoll man bezahlen — mit über ein Joch Ochſen und das geht in alle Welt! Das begreift er nicht, der Bauer! Und was er nicht

begreifen tut, das hält er für dumm und überflüſſig. Die Käufer ſind blöd. Und ich bin ein Schwindler, ganz nichtsnutzig, der ſein Geſchäft nur verſteht, den aber der Gendarm doch endlich einmal dahin führen wird, wohin er gehört." Er war in eine ſchöne Freudigkeit geraten: in eine große Lebendigkeit. Das war ganz prachtvoll.

„Du wirtſchafteſt mit deinem Bruder, Peterſilka?"

Er nickte. „Wieder. Schon fünf Jahre wieder. Und ſeine Kinder ſollen einmal nach mir erben. Er hat genug, daß ſie viel gebrauchen können. Und es wird nicht wenig ſein, bis ich einmal daran komme."

„Und du haſt keine Kinder, Peterſilka?"

„Nein."

„Und können keine noch kommen? Denn du biſt noch jung!"

„Möcht' wiſſen woher? Mein Weib iſt doch tot."

„Tot? Aber wirſt du denn nicht mehr heiraten, Freund?"

Ein ſehr entſchloſſenes Kopfſchütteln. „Dem ſie ſo geſtorben iſt, der darf's nicht mehr oder er verdient es nicht anders, als daß man aus-

ſpuckte vor ihm. Das ſollen ſie doch nicht vorm Peterſilka.“

Eine ſchlimme und traurige Pauſe. Eine große Brummfliege ſummte ſchwerfällig durch das Zimmer und ſtieß an allen Fenſtern mit erheblichem und unwilligem Lärmen an.

„Und du ſchreibſt, Bruderherz?“

„Ich ſchreibe.“

„Weißt du — geleſen hab' ich nix von dir. Nämlich kein Buch. Woher es nehmen auf dem Dorf? Nur natürlich den Artikel über mich, den hab' ich geleſen. Ich kann Deutſch reden. Ganz gut ſogar. Daß mich jeder verſteht, wie ich's meine und zur Not nehm' ich höchſtens ein mähriſches Wort. Aber leſen kann ich's nicht mehr recht. Nur natürlich — wenn einer ſo gelobt wird! Das verſteht er immer.“ Und er verſuchte zu lächeln.

„Mir haben deine Bilder einen ſtarken Eindruck gemacht.“

Peterſilka legte ſeine Hand auf meine Schulter: „Hat mich gefreut. Denn du kennſt doch das Land und du haſt auch Augen in deinem Kopf.“

„Ich halte mich manchmal für einen verwunſchenen Landſchafter.“

Peterſilka ſchmunzelte. „Verwunſchener Land-

ſchafter? Das gefällt mir. Wahrhaftig und ſehr.“

„Und es iſt etwas ganz Eigenes und Neues in deinen Bildern. Da ſind Stimmungen, wie ſie noch keiner erfaßt hat.“

Peterſilka nickte. Aber ohne Überhebung, mit dem Recht der Selbſtverſtändlichkeit. „Das glaub' ich ſelbſt und ich weiß auch, warum oder woher?“ Er machte mit der Rechten eine großzügige, malende Gebärde: „Ich ſeh's um mich und werde gar nie müde davon. Und es iſt immer in demſelben etwas Neues. Und ich ſeh's dann wieder in mir. Das iſt ſo, wie wenn man ſich vor eine Landſchaft erſt hinſtellt und alsdann fängt man ſie ſich im Spiegel und ſie ſieht anders aus und man vergleicht.“

„Und, was du gemalt haſt, das erkennt man immer wieder. Es iſt innerlich mannigfaltig und es iſt ſehr ehrlich.“

Er wurde eifrig: „Muß es auch ſein. Weil — ſonſt taugt es nämlich nix.“

„Und es iſt eigen — warum machſt du nie Staffage? Immer nur die nackte Landſchaft für ſich?“

„Iſt das nicht genug?“ verwunderte ſich Peterſilka.

„Mir ſchon. Aber nicht für jedermann.

Alſo — manche empfinden es als Armut und mich wundert bei einem reichen Menſchen, als den ich dich fühle, immerhin eine ſolche Beſchränkung und dieſer Verzicht.“

Er zuckte die Achſeln. „Das iſt nun ſchon ſo und es wird kaum mehr anders. Weißt du — und es hat ſchon ſeinen Grund und ſeine Geſchichte.“

Er ſchwieg. Der Spitz tat von ſeinem Fenſterbrett einen Satz zu Boden und wieder einen auf ſeines Herrn Knie und richtete ſich an ihm empor. Peterſilka ſtreichelte ihn und drückte ihn mit ſanfter Gewalt nieder auf ſeinen Schoß. Dann neigte er ſich mit einer großen Zärtlichkeit nieder auf das Tier, ſo daß ſein dunkler Kopf und der ſchneeige des Tieres in einer Linie lag, umfaßte ſanft ſeinen Hals, und vier Augen ſahen mich an, gleich an Farbe, Güte, und nur nicht an Ausdruck. Dann ſchenkte er ein. „Er. Dies gilt ihr!“ Die Gläſer klangen. „Nämlich — er hat ſie gefunden. Und denke dir — ſie hat Hanka in Wirklichkeit geheißen — iſt das nicht wunderbar?“

Er tat den Spitz zu Boden, ſehr bedacht und liebevoll, der zu winſeln begann, ſowie er den Namen hörte. Und er ſtopfte ſich eine

kurze Pfeife und begann, unabläſſig qualmend, zu erzählen. Im Auf- und Niedergehen, daß ſeine Stimme bald ganz nah und eindringlich klang, bald fern und vermurmelnd. Nun ungelenk im Ausdruck, ſuchend, ſtockend, dann wieder ſo voll ungewollter Eindringlichkeit, daß Wort und Wendung unbeſiegbar im Gedächtnis haften blieben. Und das eigentümlich Singende ſeiner Redeweiſe verwob ſich zu einem ſtarken Rhythmus, der nicht mehr weichen will und auch jetzt nachklingt, nun ich mich wieder mit ſeiner Geſchichte beſchäftige.

„Nämlich — wir haben einander nicht mehr geſeh'n, ſowie wir nach Wien gekommen ſind.

„Und mir wär' gar nichts, nicht um eine Pfeife Tabak daran gelegen, wenn ſie mich noch ein Jahr auf dem Gymnaſium gehalten hätten.

„Denn zu ſagen hat mir keine Seele was gehabt. Und was ich hernach mit mir anfangen ſoll, hab' ich ganz und gar nicht gewußt.

„Du biſt Philologe geworden und haſt dir's ſpäter auch anders überlegt. Ja — was geht das mich an, wie die Leute einmal geſprochen haben und warum ſie es jetzt nicht mehr ſo

tun? Halt, wahrſcheinlich gefällt es ihnen anders.

„Und warum ſoll ich arme Buben damit martern, die ſich nicht einmal wehren können? Und die Geſchichte? Was lernt man da? Wann und warum etwas geſchehen iſt, was keine Katz' kümmert, daß es geſchehen iſt.

„Und mit einem Juriſten und mit einem Mediziner, da iſt man doch glücklich, wenn man nichts mit ihnen zu tun hat. Man ruft ſie, wenn man ſich ſchon gar nicht anders helfen kann und haben ſie erſt einmal glücklich die Türe hinter ſich zugetan, ſo möcht' man am liebſten Weihwaſſer ſprengen und mit Wachholder räuchern hinter ihnen. Und ein Beamter? Mir waren ſchon die Profeſſoren zu viel, die ich vor mir gehabt hab', und ich hab' mich innerlich gewehrt gegen ſie und jeden komiſch oder dumm gefunden. Wie viele hat ſo einer über ſich, die an ihm ſchulmeiſtern, nur damit er ſieht, ſie ſind wer und er hat ſich vor ihnen zu ducken!

„Warum ſoll ich mich aber erſt plagen und noch viele Jahre lernen, nur damit ich etwas werde, was mich hernach nicht für einen Kreuzer freuen möchte, wenn ich's ſchon bin? Das hab' ich nicht eingeſeh'n. Und fürs Dorf war ich

durch die Frömmigkeit meiner Mutter doch ſchon verdorben, die mich hat zum Pfarrer haben wollen. Wie ein Bauer leben, — das ging nicht mehr, in Ewigkeit. Sonſt hätt' mir's gerade dort gefallen, wie ſonſt nirgends in der Welt und mit meinem Bruder und mit ſeinem Weib hab' ich mich immer ganz gut vertragen. Nur — faul haben ſich mich gern geſchimpft.

„Wann iſt ein Menſch faul? Wann ihn keine Arbeit freut. Und wenn er ſich nicht einmal eine weiß, die ihm Spaß machen möchte, ſo iſt er am allerfaulſten.

„Alſo — weil man doch wohin muß, ſo bin ich nach Wien. Und ich hab' mich ſträflich gelangweilt. Aber, geſchämt hab' ich mich auch vor euch, die jeder gewußt haben, was ſie wollen, und, wenn ich einen von euch geſehen hab' mit Heften und wo möglich immer mit einem Pack von Büchern und ihr habt's ſo eilig gehabt und ſo wichtig, ſo hab' ich einen Bogen gemacht wie der Fuchs oder erſt verſtanden, wozu die engen Gaſſen gut ſind und die vielen Durchhäuſer in Wien. Und dabei hab' ich noch dazu immer ein ſonderbares, ein ganz ein verdammtes Gefühl von Hochmut in mir gehabt.

„Nämlich — ſo als wäret ihr alle zuſammen dumme Teufel. Die ihre Jugend verkümmern und es in ſich hineinpumpen müſſen, nur damit es nicht zu hohl und leer iſt in ihnen. Und ich bin immer noch der Klügſte unter euch. Und es wird ſchon der Tag kommen, wo ich's euch zeigen werde, wer ich eigentlich bin, und zwar augenblicklich und wann ich erſt wiſſen werde, was ich will. Wann das aber ſein wird? Ja — wer weiß das oder wie kann man das ſagen? Das kommt ſchon und man muß ſich eben gedulden bis dahin, und in mir iſt es geſtanden, feſt, wie wenn ich's vom Gericht hätt', ich kann warten und nicht einen Augenblick hab' ich eine Angſt gehabt, ich könnt' untergeh'n oder nur damit ich etwas bin, ein armer Schreiber oder Schullehrer werden, nur weil man das Seinige aufgegeſſen hat und dem Bruder nicht immer im Brotladen liegen will oder darf.

„Ich bin viel in die Galerieen. Erſtens, weil ich ſo maſſenhaft freie Zeit gehabt habe, denn ich hab' mich doch nicht einmal immatrikulieren laſſen. Und, wenn ſchlechtes Wetter iſt, ſo kann man nicht bummeln und man wird durchaus trübſinnig, ſoll man immer zu Haus ſitzen und die Luft im Café hab' ich nicht den

ganzen Tag vertragen. Dann, weil ich ſicher geweſen bin, man trifft doch keinen braven Studenten, wie ihr es gottlob und zur Freude der auch brav geweſenen Eltern alle geworden ſeid. Der geht einmal hin — mit einem zweiten, damit er ſich nicht zu ſehr langweilt und einen Zeugen hat, daß er da geweſen iſt, wo er eigentlich nichts zu ſuchen hat — was?"

„Mich hätteſt du oft treffen können, Peterſilka!" warf ich ein.

„Hab' ich halt Glück gehabt. Und du warſt eben kein braver Student. Denn, je öfter ich hingekommen bin, deſto weniger hätt' ich einen zweiten brauchen können, nicht einmal dich, mit dem man nicht hat reden müſſen, ſondern man hat ihm nur gezeigt und er hat ſchon ſelber die Augen aufgemacht, ſo gut du's können und begriffen haſt.

„Gezeichnet hab' ich immer gern gehabt. Und beſſer, wie alle, die ſich damit groß gemacht haben unter uns. Nur hergezeigt hab' ich nichts davon. Denn was hat das für einen Zweck? Aber, Bildchen nachmalen, worauf ſie ſich das Meiſte eingeredet haben und wer's am beſten getroffen hat, der hat ſich gehörig gewundert über ſich ſelbſt, das hat mir niemals Spaß gemacht. Ich hab's ja doch nur getan,

damit ich mir beſſer merken kann, was mir einmal gefallen hat oder was mir kurios vorgekommen iſt und wovon man doch nie weiß, ob man es noch einmal wieder und genau ſo ſieht. Sonſt — ja was hätt' ich denn ſonſt mit meiner Zeichnerei wollen? Und ſie haben doch immer ein Weſen gemacht, wie ſchwer das iſt und wie man's lernen muß, daß ich Eſel geglaubt hab', nur weil ich's nicht gelernt hab', ſo kann ich nichts.

„Und dabei iſt das Unſinn. Denn man muß aufpaſſen. Denn weißt du, Freund — manchmal hat ein Ding, welches du hundertmal geſehen haſt, ein ganz ein anderes Geſicht an ſich, wie ſonſt. Du biſt immer daran vorübergegangen und es war nix, aber ſchon rein gar nix daran. Und auf einmal hat es eine Stimme an ſich und damit ſagt es dir: da bleib' ſteh'n. Ich bin anders, und ich bin jetzt ſo, wie ich in wirklicher Wahrheit bin und erſt wieder wer weiß wann ſein kann. Verſtehſt du das, Bruderherz?"

„Ich verſtehe. Alles hat ein Doppelgeſicht. Und in gewiſſen Augenblicken, die man feſthalten muß, enthüllt es ſein eigentliches Weſen."

„Meinetwegen. Du ſagſt es halt gebildet. Alſo — es iſt mir vor den Bildern oft vor-

gekommen, als möcht' ich auch einmal ſo etwas können. Die Bilder haben mich müd' gemacht und aufgeregt auch. Und wenn ich von ihnen und dem Nachdenken darüber genug gehabt hab', ſo iſt da ein ſehr ſchöner Blick auf Wien, zuſammengehalten durch die ſchnurgeraden Alleen, und mit jedem Schritt, den du herunter-tuſt durch den Garten, ſo verſchwindet etwas davon und auf einmal ſtehſt du mitten auf der Straße und in ihrem Lärm, und wirſt ſehr empfindlich wachgerüttelt und aufgemuntert, und es macht die Pferdebahn ihren Lärm und es holpern die Wagen ganz abſcheulich und du ſiehſt nicht mehr die Berge und die vielen, grauen Häuſer und die Türme darüber, die jeder ein eigenes Geſicht haben. Und ſo, nämlich aus der Entfernung hat mir die Stadt ganz gut gefallen, in die ich mich ſonſt durch-aus nicht hab' eingewöhnen können. Heimweh gehabt hab' ich nicht; aber wohl iſt es mir auch nicht einmal um das Herz geworden in dieſem ſehr lauten Wien.

„Zu Hauſe, bei mir, hab' ich dann gezeichnet oder zu malen probiert. Denn meine Stube war ſehr hoch oben und mir iſt zu Anfang immer ſchwindelig geworden, wenn ich herunter-geſehen habe und ich hab' mich ordentlich ge-

wöhnen müſſen daran. Aber, ſie hat auch ein Licht gehabt, wie man ſich's beſſer gar nicht wünſchen kann. So hab' ich's eine Zeitlang gehabt und wenn mir einmal die Farben zuſammengelaufen ſind und es ergab ſich eine ſchöne Sauce, ſo war das kein Unglück. Und bei den Kunſthändlern bin ich herumgeſtanden gern und lang und hab' mir angeſeh'n, was ſie da im Schaufenſter haben und wovon ſie ſich alſo einreden, es könnte den Leuten gefallen, die ein Geld haben. Blöd' bin ich nicht, Bruder, bin ich niemals geweſen und ich hab' mir ſagen müſſen: da haſt du zu Haus auch ſchon beſſere Blätter, Florian! Und einmal nehm' ich einige davon und geh' zu ſo einem Bilderjuden. Der ſetzt ſeine Brille auf — ganz ſchief, und wie der Aff' auf dem Kamel iſt ſie ihm auf dem Höcker oben geſeſſen und hat ſo gerutſcht, und guckt und guckt und ſucht ſich was aus und legt mir Geld dafür hin — einen ganzen Haufen, iſt mir dazumal vorgekommen. Draußen reib' ich mir die Hände und denke mir: den haſt du ſchön hineingetunkt in die Schmiere und tu' mir einen guten Tag an. Denn es war doch mein erſtes Geld, was ich ſelber verdient hab' in meinem Leben, und das ſchmeckt und für den einen Tag

hat es denn auch gereicht. Und den nächsten Morgen nehm' ich mir ein Herz und anderes von meinen Sachen und geh' auf die Akademie. Und dort haben sie auch geguckt und gebrummt, allerhand, damit man's nicht versteht, und haben gemeint, ich kann jeden Tag in die Ausbildung eintreten.

„So — da hast du's! Aber wozu? Das sagt dir keiner. Und bis du selber heraus hast, was du eigentlich könntest und wohin du gehen möchtest, so kannst du dir die Beine so schön müde gelaufen haben, daß du sie nicht mehr spürst und dich das Gehen schon nimmer freut.

„Meist, sowie sie sich nur ein bißchen spüren, so machen sie sich an den Akt. Weil sie nicht wissen wie schwer und daß das eigentlich das Höchste und das Letzte ist, was nur selten einem ganz gelingt und sich ihm ganz offenbart. Und sie sind auch dumme Hunde und wollen ihren Spaß haben.

„Und eben das war mir widerwärtig und durchaus ekelhaft. Weißt du — ich hab' immer so was gehabt in mir wie Schamhaftigkeit. Und, sowie der Herr Professor die Tür erst hinter sich zugemacht hat und man sich vor ihm nicht mehr zu genieren braucht, Schindluder

treiben mit ſo einem armen Weibsbild, das ſich nicht zu ſeinem Vergnügen, ſondern ums Brot dazu hergibt und gewiß nicht immer ſo war, und ſich aufführen wie die richtigen Affen — das iſt nichts geweſen für mich. Ganz und gar nichts.

„Alſo: ich bin in die Landſchaft. Iſt, ſollte man meinen, ein ruhiges und ein ſehr ein reinliches Geſchäft.

„Da hat aber einer einmal einen Baum hineingeſetzt wie einen ſaftigen Patzen oder einen ſchweren Klumpen in die Natur. Und das hat einem anderen gefallen und er hat's gekauft und mit ſchwerem Geld bezahlt, weil, wenn Gott das Geld nicht an Narren geben möchte, ſo hätten andere Pfuſcher nichts zum Leben. Und alſo haben alle ſchwarzen Patzen ins Grüne geſchmiert und ſich ſehr damit gefreut und ſie bewundert.

„Oder, ſie haben mit einer vielen Emſigkeit Gemüſe erzeugt und geglaubt, das mache keinen Unterſchied, ob man's nach dem Metzen verkauft oder nach der Elle. Ganz beſonders gern gehabt haben ſie den Spinat — vielleicht weil er ſo geſund iſt, ſagen die Doktoren. Da haben ſie eine Wieſe gemacht — ſchön giftgrün; und weiße Anemonen und immer eine große, gelbe

Butterblume in der Mitte. Das waren die Spiegeleier, ohne die ſchmeckt's nicht recht und iſt und bleibt ein fades Eſſen. Und wer ſich nur eine Gänſediſtel zugetraut hat, der war ein Rebeller. Und einen Rahmen darum und einen Titel darunter — fertig! Das geht dann, wie geſchmiert.

„Und keine wirkliche Farbe haben ſie mehr geſehen oder empfunden oder ſich nur einmal gefragt: wie kommſt du ihr bei, daß ſie wie wirklich wirkt und wieder auch dich packt und aufregt, wie ſie dich in der Natur nicht mehr losgelaſſen hat? Da hat jeder ſein Kochbuch im Kopf gehabt und da iſt's ganz genau geſtanden, was man nehmen und welche Werte man miſchen muß, damit das Gemälde nach etwas gleichſieht. Gar nie waren ſie ſo verlegen, das iſt ja richtig, nicht einmal vor Effekten, wie ſie manchmal die Natur abbrennt und ſie einem die Red' verſchlagen. Das iſt ja richtig — und wenn's dann doch nicht geſtimmt hat, ſo war's nicht ihre Schuld, ſondern die Kunſt hat eben ihre Mucken und die Natur gar. Oder haſt ſchon eine Köchin gekannt, die zugegeben hat, es iſt ein Eſſen durch ihre Schuld verpanſcht worden? Haſt, Freunderl?

„Und wenn ſie ſchon einmal vor die Natur

ſtudieren gegangen ſind, ſo war das ein ſchwerer Entſchluß. Denn man weiß doch nicht gewiß, ob die Sachen in der Wirklicheit ſo ſind, wie man ſie ſich vorgeſtellt hat und wie ſie im Kochbuch beſchrieben ſteh'n. Und das ſind dann ſo gewagte Geſchichten. Können auch ſchief ausgeh'n und ein vorſichtiger Geſchäftsmann läßt ſich nicht gern darauf ein.

„Und in ganzen Horden ſind ſie fort. Weil nämlich — der Maler iſt ein geſelliges Tier — und ſie ſind nur dorthin gegangen, wo ſchon viele andere vor ihnen geweſen waren, weil er die erprobten Wege liebt und die eingeführten Muſter. Und ſo lang und ſo aufrichtig und im guten Glauben haben ſie durch fremde Brillen geſehen, daß ſie jeden eigenen Blick verloren haben.

„Und ſo zufrieden waren ſie mit ſich und ſo fleißig und ſo flink! Und wenn einer eine kürzere Zeit für den Quadratmeter Leinwand gebraucht hat, wie ein anderer, ſo hat er einmal mehr verdienen können wie dieſer und war alſo der größere Künſtler. Und um einen ‚berühmten' Baum ſind ſie mit ihren groß-mächtigen, weißen Malſchirmen herumgeſeſſen, nicht anders, als hätten ſich die Schwammer-linge, aber welche, die man ſchon durchaus

nicht eſſen kann, ohne hin zu werden, auf die Wanderſchaft gemacht. Und gänzlich ernſthaft haben ſie das getrieben und nicht einmal den Humor darin haben ſie geſpürt und jeder hat's ihm abgewinnen wollen. Kannſt dir denken, wieviel auf einen gekommen iſt. Pfui Teufel!" Er ſpie heftig vor ſich hin, und ich wußte nicht, ob aus der Erinnerung an jene ſchöne Zeit gewiſſenhafter und ſorglich gehüteter Kunſtpflege, oder war ihm die Aſche ſeiner Pfeife, an der er heftig herumklopfte, in die Kehle gekommen.

Er putzte ſie ſehr ſorgfältig, ſtopfte ſie friſch und tat einige ſtarke Züge.

„Alſo — das war nichts für mich. Das hab' ich ſehr bald geſehen. Was ich von ihnen hab' lernen können und was mit ihnen, das hab' ich bald weg gehabt. Nämlich, was ſo ins Handwerk ſchlägt und was ja auch ſein muß. Auch dafür muß man immer dankbar ſein. Denn man vertranſcht anders ſehr viel gute und nützliche Zeit. Aber, was beginnt man nun mit ſich und wie kommt man weiter, dahin, wohin man möchte, wohin es einen lockt?

„Ich bin in den Ferien nach Hauſe. Da und dort hab' ich's probiert und dies und das

hab' ich angefangen. So, wie man eben ſucht, ohne den ganzen Glauben an ſich. Aber — es iſt auch nicht und niemals das Richtige geweſen.

„Etwas hat immer und überall gefehlt. Ganz gut abgeſchrieben waren die Dinger ja ſo weit, daß man wiedererkennen hat müſſen, was ich dabei gemeint hab'. Und mein Bruder hat ſchon ſehr geſtaunt.

„Du — das iſt nicht ſo wenig, wie du meinſt. Nämlich, von der Kunſt verſteht ſo ein Bauer gar nichts und ihm mit der Technik imponieren wirſt du nicht. Aber wie ſo ein Ding, das er immer um ſich hat, ausſieht, das weiß er und er läßt dir keinen Fehler und keine Abweichung durch.

„Aber das Eigentliche weißt du, das Letzte war nicht darinnen. Geſpürt hab' ich's. Aber, das iſt mir irgendwo ſtecken geblieben. Und wenn ich mich erinnert hab', wie glatt die anderen nach ihren Kochbüchern heruntergemalt und wie mit vollen Backen ſie ihr Werk beſchmatzt haben, ſo bin ich mir ſehr dumm und mühſam und ein langſamer und ein unzufriedener Peter vorgekommen.

„Halt ein richtiger Hannak! Was will der in der Kunſt, wo noch vor ihm keiner war?

Und was kann ich dafür, daß ich Augen habe, welche die Dinge niemals so erblicken, wie man's in der Schule von uns verlangt hat, daß wir sie ansehen sollen? Immer anders, ganz anders? Und war das vielleicht nicht so, wie mit unserem Erdreich? Das braucht viele Arbeit, immer wieder, wenn es lohnen und tragen soll, wie es kann. Denn es ist tiefgründig und schwer und fett und es zahlt sich schon aus, wenn man's nur daran wenden tut.

„Ich hab's nicht zu Haus ausgehalten. Ins Gebirg bin ich, in den Beskidenwald. Einen Stummen hab' ich mir mitgenommen, damit er mir meine Sachen trägt, für mich kocht und meine Gänge tut. Denn mich hat's nach der Einsamkeit sehr verlangt. Das heißt, nach mir selber und dem, was in mir ist. Eine Waldhütte hab' ich mir ausgesucht, wo kein Dorf auf sehr weit in der Nähe war und nichts herum, nur Fichten und Tannen. Und dort hab' ich gehaust wie ein richtiger Kauz und hab' gemalt, zu jeder Zeit und bei jedem Licht, bis der richtige Winter gekommen ist und mich zurück getrieben hat unter die Menschen, weil es nicht einmal mein Stummer mehr ausgehalten hat in dieser Öde.

„Damals," er streichelte seinen Spitz, „hab'

ich mir's angewöhnt, immer ſo ein Vieh um mich zu haben. Und darum und aus der Zeit iſt er ſo ſtill — denn gegen wen hätt' er auch nur bellen ſollen? — und ſo verſtändig.

„Gelernt hab' ich viel. Wie ſich die Wurzeln verknoten an ſo einer Fichte über dem Boden, nicht anders, wie die Adern auf einer welken und abgearbeiteten Bauernhand, die ſich über etwas zuſammenkrallt, um es gar nicht mehr auszulaſſen.

„Und wie ſo ein Stamm anders, immer anders wächſt, je nach dem Windenfall. Und wie ſeine Rinde ſich färbt, je nach der Stellung, die er an ſich hat. Und wie unter vielen Tauſenden niemals einer völlig dem Nachbarn gleich ſein wird. Und wie das Dunkel hereinbricht in den Wald, ganz plötzlich und traurig. Und wie das Mittagsſchweigen iſt, mit dem Flammen der braunroten Rinde, wenn die Nadeln kniſtern und rieſeln und es iſt wie ein Duft von Weihrauch in ihm.

„Und erſt die Nächte! Der Uhu, der heranſchwebt mit dem rauſchenden Flügel und mit glühenden Augen und ruft, daß man ſich fürchten könnte, immer wieder ruft, weil ihn das Licht lockt. Und das iſt, wie in der Spinnſtube: ein altes Weib erzählt eine Geſchichte, die ganz

danach iſt, daß die Mädchen wirklich eine Gänſehaut über ſich kriegen könnten und alle fürchten ſich und halten ſich den Mund zu, damit ſie nicht quietſchen in ihrer Beklommenheit, und reißen die Augen und die Ohren auf, weil ſie ja nichts verlieren wollen, und wenn ſie dann heimgehen, ſo kriecht's an ihnen herauf und ſie kichern vor lauter Angſt in der Dunkelheit und ſie ſind mit jedem froh, der ſie heimführt, wenn er ſie nur recht feſt an ſich preßt. Und wieder ein andermal wird dir — du ſiehſt alle guten Geiſter im Wald. Und ſie lachen heiſer hinter den Bäumen vor und ſie ſitzen an den Spitzen der Zweige, hängen ſich daran und haſchen ſich wie übermütige Schulbuben, die niemanden über ſich haben nnd treiben dürfen, was ſie freut. Und ſie klettern auf die Felſen, die da grau und nackt ſtehen, und ſie ſonnen ſich im Moos und machen ſich breit, breit, bis ſie zerfließen.

„Und der Wald hat ſeine tauſend Stimmen. Und eine jede lernſt du verſtehen, und es iſt eine jede anders, und du haſt nichts zu tun, nur darauf zu achten, was ſie dir immer ſagen wollen. Denn es hat immer Sinn und Bedeutung. Und niemals wiederholt ſich ein Laut, wenn du nur dein Ohr genug ſchärfen kannſt, und ſelbſt der Sturmwind, wenn er ſich hinein-

legt in den Wald und die Bäume müſſen mitſchwingen und wollen nicht und zittern vor Zorn, ſelbſt der hat immer einen anderen Ton und eine neue Weiſe.

„Und dann die Regenzeit! Die Tropfen fallen dir den ganzen, ganzen Tag. Das klatſcht und klatſcht und kocht förmlich und ſchlurft über das Dach und ziſcht und rieſelt. Und das iſt, als hätten graue Geſpenſter einen grauen Mantel umgeſchlagen und der Wind treibe ſie und ſie huſchten durch den Wald. Und du willſt es malen und es geht gar nicht. Und du wirſt ordentlich krank und ſehnſüchtig nach einem Blickchen Sonne und taub wirſt du von dem traurigen Lärm und du hörſt nichts, nur immer wieder dasſelbe, und dein Spitz winſelt und winſelt und will hinaus und bleibt an der Türe ſteh'n und er ſchaudert über das ganze Fell. Und durch die grauen Strähnen blinkt es, macht große Bögen und ſpringt dir ins Geſicht und zerfließt — der erſte Schnee.

„Ich bin nach Hauſe. Und mein Bruder und meine Schwägerin, der Joſef und die Joſefa haben ſich ſehr mit mir gefreut und mich tun laſſen, was ich eben hab' wollen.

„Erſt hab' ich mich freilich wieder an Menſchen gewöhnen müſſen. Natürlich — und

ich war ihnen auch fremd. Der Studierte! Und noch dazu, der auf etwas lernt, auf das man ſich ſchon gar keinen Reim nicht weiß. Aber man hat ſich innerlich gern gehabt und dann verſteht man einander bald und ehrlich wieder, und es iſt eben gut.

„Aber nirgends iſt ein Müßiger ſo ſehr verloren wie im Dorf, wo es außer ihm keinen ſonſt gibt. Der Tag hat eine Länge, als zerrte wer an ihm — nicht zum glauben. Und zu Abend geht man ins Kaſino und ſieht zu, wie die Beamten Karten ſpielen und ſich bewundern, wie gut ſie's können oder auf dem Billard liegen und trinkt ſeine paar Glas Bier und vertut ſeinen Gulden, und iſt glücklich, wenn man wieder einmal ſchlafen gehen darf.

„Unzufrieden aber bin ich mit mir nicht geweſen. Ich hab' nichts zuſammen gebracht, aber ſchon gar nichts. Aber mir iſt vorgekommen, das muß ſo ſein. Und ich warte ſo innerlich. Das iſt nicht anders wie mit einem Feld, wenn du mitten im Winter daran vorübergehſt. Eins ſieht aus wie das andere. Aber, weil der Boden gut iſt, ſo mußt du glauben, man hat ihn beſtellt und kommt erſt die Zeit, ſo wird es ſchon aufſprießen und du wirſt ſehen, was da ganz ins geheim gewachſen und

geworden iſt und wozu es taugt und gut iſt. Denn einpflügen — das iſt eine ſehr dumme Geſchichte.

„Es iſt ein ſehr ſchönes Frühjahr geworden. An zurück nach Wien hab' ich keinen Augenblick gedacht. Was hab' ich denn da wollen? Aber ich war unruhig und recht ſehr ohne Luſt zu allem, weil doch jeder gewußt hat, was er mit ſich anfangen ſoll, ohne Wink und ohne Wort nur ich nicht mit meinem Studium und ſamt meiner Akademie. Ich bin viel um das Dorf geſtrichen, das ſich in ſein Tal hinſtreckt, als wollt' es ſich verſtecken, weil es da warm iſt. Hat keinen Grund dazu. Es kann ſich immer noch ſehen laſſen. Nicht ein einziges Strohdach iſt mehr da; nur Schiefer oder Ziegel und es geht den Leuten gut. Alſo, ich bin gebummelt. Ein paar Stimmungen waren da; nicht viele; aber doch einige — wer die packen könnte, ganz erwiſchen, der wär' ſchon was.

„Und dabei war noch etwas, was mich gequält hat immer mehr und mehr, wie der Tag länger und das Licht dauerhafter und beſſer geworden iſt.

„Nämlich — die Landſchafterei hat mich nicht mehr gefreut. Natürlich — ich habe ſie doch nicht einmal noch gekannt. Sie war mir

nicht mehr genug. Und ich habe nicht geglaubt oder das Vertrauen gehabt, ich könnte in ihr das ausdrücken, was ich den Menschen sagen will.

„Und in der Kunst ist doch das Höchste der Mensch. Denn auf ihn zielt alles. Und nur wer ihn nackt sicher kann, der kann ihn auch in den Kleidern bilden, daß man an ihn glaubt und er dasteht, wie er soll.

„Aber das braucht vieles Studium und großen Fleiß. Und auf der Akademie hab' ich das nicht treiben wollen — warum nicht, hab' ich dir schon gesagt. Und nun hat mich das geärgert und es war mir ein Versäumnis und ich habe durchaus nicht gewußt — wie macht man das jetzt gut? Und gar hier? Und das ist und das macht doch schon verdrießlich.

„Mit meinem Bruder hätt' ich nicht davon reden können. Der hätt' doch kein Wort davon verstanden. Und hätte mich für verrückt oder voll von sündhaften Gedanken gehalten. Aber — woher ein Modell nehmen da auf dem Dorf und wie die verstehen lernen, was man eigentlich will von ihr? Man kriegt Kopfweh und gänzlich kranke Gedanken dabei.

„Sie sind ja nicht so sittlich. Wenn es einer mit einer hat, so ist da weiter nichts,

und hat er's mit mehreren, dann hat er eben Glück und ſie ſollen klüger ſein und aufpaſſen; und kriegt ein Mädel ein Kind, ſo regt man ſich weiter auch nicht auf. Iſt ſie ſonſt nur brav, ſo heiratet ſie der oder es nimmt ſie ſchon ein anderer oder ſie geht in die Stadt und hat alſo ihr Fortkommen. Aber ſittſam ſind ſie durch die Bank. Sehr ſittſam. Und dies alles iſt erhört und alt; aber, was ich hätte begehren müſſen, das war unerhört und neu und man hätte ſich alſo bekreuzigt und entſetzt davor. Und in der Stadt war gar nichts für mich zu finden. Denn, was es da gab — du lieber Gott!

„Ohnedies — man hat mir nicht ganz getraut. Ich war ſchon zu lang fort geweſen. Und mein Bruder war auch nicht zufrieden mit mir. Nur ſagen hat er mir nichts können und hat ſich's nicht getraut. Denn ich hab' doch von keinem gelebt.

„Wie zerfahren aber ich bin und wie ich was möcht', ohne zu wiſſen, was, dies hat ein jeder merken müſſen. Und zwiſchen Joſefi und Oſtern war es ganz beſonders ſchlimm mit mir. Denn da ſollen die Äcker beſtellt ſein und in mir iſt eine große Brache geweſen. Und man ſieht doch ordentlich, wie alles im Leben drängt

und es gar nicht mehr erwarten kann und in mir will ſich gar nichts regen.

„Ich hab' allerhand Zeichnungen gemacht. So tolles Zeug, wie ich's aus den Beskiden mitgebracht hab' und Einfälle. Die hab' ich ausgefertigt und da und dorthin geſchickt und man hat ſie mir genommen und gut gezahlt. Das war mir recht; wegen meines Bruders, damit der ſieht, daß meine Kunſt nicht ſo brotlos iſt, wie er vielleicht meint. Aber zufrieden war ich nicht damit. Das ſind Fratzen und es iſt nicht meine Sache und ein anderer kann das ſchon beſſer.

„Sie haben auch oftmals Kriegsrat über mich gehalten, ich kann es nicht anders heißen, der Joſef und die Joſefa. Es war nämlich ein ſehr kluger Menſch, ohne daß er etwas geleſen hat, nur ſeinen Kalender. Den hat er auswendig gelernt, glaub' ich, jedes Jahr. Was er angepackt hat, das hat einen feſten Griff und einen guten Schick gehabt und es hat nichts auf der Welt gegeben, was er nicht verſtanden und er für ſich auch gedacht hat. Nu — das hat man ja im Dorf auch gewußt. Nur ordentlich geſchämt hat er ſich ſeiner großen Klugheit und war alſo ſchweigſam und ſein Weib iſt es mit ihm auch geworden. Es

ſind zwei prächtige Menſchen; tun niemandem nix, aber wollen auch von keinem was; ſind ganz ohne Bücher und ohne Getu.

„Da ſitzt er einmal auf der Ofenbank und hat ſeine Raſt. Es iſt ziemlich kalt den Tag und er hat ſeine Pfeife geraucht und nachgedacht — halt über Steuern und warum der Weizen ſo billig iſt. Und ganz unerwartet ſagt er mir, der ich am Fenſter ſitze und Arabesken ausdenke: ‚Du Florian — wenn ich nicht verheiratet wär'!‘

„Ich überziehe gerade eine Platte mit Wachs, weil mir das Radieren Spaß zu machen angefangen hat. Und ich ſtelle mir vor, eine Meerkatzenmuſik mit den Schwänzen, wenn ſie immer ineinander greifen, müßt' eine gute Wirkung tun und ſehr drollig ſein, wenn ein alter, richtiger Meerkater machte den Takt. Und ſo brumme ich denn für mich: ‚Dann wärſt du eben ledig, Joſef.‘

„Er lacht in ſich. ‚Haſt recht. Aber das weiß ich ohne dich. Und ich weiß noch mehr. Ich wüßt' mir nachher eine.‘

„‚Iſt ein Glück, daß die Joſefa nicht in der Näh' iſt,‘ ſag' ich ihm. ‚Und nur eine? Ich wüßt' mir ſchon gar viele.‘

„Er wird nicht ungeduldig: ‚Zur Frau mein' ich, tät' ich mir eine wissen.'

„‚Was hast denn von der Wissenschaft? Du hast doch dein Weib und du hast's gern, wie sie es verdient. Oder ist sie vielleicht nicht brav, die Josefa?'

„‚Sehr brav ist sie. Ganz wie eine soll. Zu der Arbeit und zu den Kindern. Und sie kann auch schweigen.'

„‚Also — willst ein Türke werden?'

„Er schielt mich an: ‚Hätt' was für sich, meinst du! Na, in der Stadt und gar ihr auf der Akademie, ihr lebt doch so wie die türkischen Heiden.'

„‚Oder glaubst du, die Josefa möcht' dirs erlauben. Frag' sie — oder frag' sie lieber nicht. Denn sie könnt' mehr reden, als dir recht wär'.'

„Er schüttelt sich vor innerlichem Lachen; ich sehe das wohl, obwohl nicht er und nicht ich eine Miene verziehen: ‚Will ich auch gar nicht. Aber, wenn ich jünger wär' und nicht beweibt, ich wüßt' mir eine,' und er schlägt sich nachdrücklich auf die rote Hose und klopft seine Pfeife in die Linke aus. Denn sein Weib hat sehr auf Reinlichkeit gehalten.

„‚Und — wer ist denn das Wunder?'

„‚Ich denk' — die Hanka Jeřab möcht' ich nehmen.' Und er ſteht auf und reckt ſich: ‚Der Wind friſcht ſich. Wir kriegen gut Wetter.'

„Ich hab' meinen Bruder nicht oft ſo ausführlich und ſo in Sätzen reden hören. Und ſo bleibt mir das. Und dann, ich hab' in meinem Leben nicht an die Hanka Jeřab gedacht und konnte ſie mir nicht einmal vorſtellen. Aber das iſt nun einmal ſo: hörſt du, Einer hat etwas gekauft, ſo wunderſt und ärgerſt du dich, daß du es nicht warſt, und wenn du keinen Gedanken haſt, wozu du das brauchen tätеſt. Und einer begehrt etwas, ſo möchteſt du es augenblicklich ſelber haben. Das iſt bei den Kindern ſo und das wird bei den Großen nicht anders und es bleibt das ganze Leben und es iſt damit nicht fertig zu werden.

„Alſo — ich ſehe nach der Hanka, die eine Bauerntochter iſt neben uns. Die Leute ſind ſich ganz gut geſtanden — halbes Lehen ohne alle Schulden — und ſie war das einzige Kind. Vielleicht hat das mein Bruder ſo gemeint — wenn ſie nämlich einander geheiratet hätten, ſo wären die beiden Höfe zuſammengekommen und das wär' dann freilich ein Beſitz geworden, den man herzeigen kann, freilich nicht das,

was er jetzt so unter sich hat. Ich hab' mir's nicht anders denken können; denn sonst war an dem Mädel wahrhaftig nicht mehr, als an jeder, die da bei uns herumlauft.

„Sie war sehr schüchtern, oder hat so getan. Auch war sie noch sehr jung. So an die siebzehn herum war sie. Die Augen hat sie immer so gehalten, als suchten sie was auf dem Boden, vielleicht den gestrigen Tag. Nicht einmal bestimmen hätte man können, von welcher Farbe sie gewesen sind, vor den sehr langen, schwarzen Wimpern. Sie war groß und hat sich sehr gut gehalten. Und bei der Arbeit, zum Beispiel, wenn sie einen Schiebkarren mit grünem Futter, das doch sein Gewicht hat, vor sich hergestoßen hat, da hat man gesehen, wie kräftig sie ist und daß sie ganz ohne Fehler gewachsen sein muß und daß ihr die Arbeit Spaß macht. Und vielleicht hat sich mein Bruder das vorgestellt. Denn eine Bäuerin hat nun einmal kein leichtes Leben und viel auf sich.

„Aber für mich hat das doch keinen Sinn gehabt. Und ich hab' mir's nicht nehmen lassen: der Bruder hat gewußt, warum er sie mir in die Gedanken gesetzt hat. Denn er hat noch lieber etwas umsonst getan, wie umsonst gesprochen. Und so hab' ich an die Hanka

mehr gedacht, als ich für möglich gehalten hätte.

„Endlich — was ist so ein Mädel anders, als die anderen? Das redet man sich nur so selber ein. Und dennoch hab' ich einen gewissen Respekt vor ihr gehabt, weil sie mein Bruder mit Achtung angesehen hat. Und so eine Neugierde war doch auch dabei.

„Manchmal, wenn ich im Freien gesessen bin und skizziert hab' und sie ist über den Hof, immer gleich, immer eilig und niemals hastend und mit einem Schritt, der sie so aus sich selbst gehoben hat, so kräftig und so voller Schwung war er, hab' ich ihr über den Zaun herüber einen Spaß zugerufen. Ich weiß nicht, vielleicht hat sie ihn gern gehört. Denn sie haben mich für hochmütig gehalten, weil ich mit niemandem gesprochen hab'. Ja — worüber denn auch? Denn ich war in der Zeit, wo einem nichts wichtig ist, nur was sich auf die eigene Kunst bezieht; davon war ich ganz voll und eben über das hab' ich mit meinen Leuten doch nicht gut reden können, und mit dem Herrn Pfarrer auch nicht und der Schullehrer war überhaupt ein Ochse.

„Einmal also sitz' ich da und sie ist im Krautgarten gewesen, jäten. Da muß man

sich bücken und wieder aufrichten: und die ganze Geschmeidigkeit des Körpers kommt zur Geltung und man konnte so recht sehen, wie voller Ebenmaß sie sein muß. Ich fang' sie zu zeichnen an. Es war ein recht heller Tag und die Sonne hat auf ihren Haaren geschienen, die sie zu einer Krone geflochten hat und die blond gewesen sind. Das macht einen feinen Effekt, wenn da ein Gold zum andern getan wird und ich merk's mir.

„Es geht recht gut. Wie ich aber fertig bin, so mißfällt mir das Blatt durchaus. Ich nehm's und zerreiß' es. Das klingt schrill und sie erschrickt davon, sieht aber trotzdem nicht auf.

„Das hat mich verdrossen. Warum tut sie so scheu und heilig, denk' ich mir? Sie ist doch gewiß nicht so, sondern anders. Und man wird sie ja doch nicht in die Kirche stellen, weil sie so tut. Und warum versteckt sie sich eigentlich vor mir? ‚Hanka!' ruf' ich.

„Sie richtet sich zu ihrer schönen Höhe auf und hält, wegen der Blendung oder in Komödie die Hand vors Gesicht. Dann kommt sie ohne jede Eile zum Zaun: ‚Was will der Herr Florian?'

„‚Tu die Hand weg' befehl' ich.

„Sie tut's. Das Gesicht ist gewöhnlich.

Stumpfe Naſe; der Mund recht breit; wenig Ausdruck.

„„Und deine Augen darf man nicht ſeh'n?“ Und ich bin herriſch und weiß nicht, mit welchem Recht. Nur, wer ſich für einen Städter hält, der glaubt immer, den Bauern befehlen zu dürfen.

„„Ja — warum denn?“ und ſie lächelt ſehr ſchüchtern. Aber man ſieht dabei — ſie hat ganz wunderſchöne Zähne.

„„Haſt du ſie grau, wie eine falſche Katz'? Oder ſind ſie gar zu klein? Oder warum darf man ſie ſonſt nicht ſeh'n?“

„Wieder das Lächeln. Und nun ſchlägt ſie die Augen langſam auf und ich erſtaune. Groß ſind ſie und blau und ſehr ſchön und voll von einem warmen Licht, ganz von innen heraus. Und das ganze Geſicht iſt anders; und es ſteht eine Seele darin, die nur noch nichts von ſich ſelber weiß. Und nun hör' ich auch erſt, wie hübſch und wie ſanft ſie ſpricht: ‚Wie ſie mir der liebe Gott gegeben hat, ſo ſind ſie halt. Und anſeh'n darf man ſie — warum denn nicht, Herr Florian?“ Und es iſt gar keine Befangenheit an ihr.

„Sie hat ſich nur ſo, denk' ich mir. Damit ich mich wunder', daß ſie ſo ganz ohne Eitel-

keit ſein ſoll. Denn ſie verblüffen einen und verſtehen das von Kindesbeinen und ſind überhaupt viel liſtiger und verſtellter, wie wir. ‚Tu' nicht ſo, Hanka, du weißt ganz gut — ſie ſind ſchön.‘

„Sie ſenkt ſie wieder und das iſt nicht anders, wie wenn die Sonne weg iſt hinter einer Wolke, und die Ebene, die eben noch gelacht hat vor dir und verheißend war in ihrer Farbigkeit, iſt grau und traurig und ohne Glanz. Und das verdrießt mich gar ſehr und ich werde heftig: ‚Steh' mir nicht ſo da. Ich mag dich nicht ſehen, wie die Witwe, die ihren Mann unter der Erde ſucht.‘

„Kein Wort, woher ich denn das Recht nehme, ſo mit ihr herumzuſchaffen. Sie iſt ſtumpf und dumpf, denk' ich mir, und dumm überdies und der Teufel weiß, wo ſie ihre Augen her hat. Soll ſie ſie meinethalben geſtohlen haben. Und ich bin ärgerlich über mich und über ſie und über meinen Bruder und es freut mich den Tag gar nichts und ſie geht wieder an ihre Sache und jätet weiter und, wie es ihr ſchwül wird, ſo tut ſie die Jacke von ſich, und ich in meinem Zorn denk' an eine Kuh, die graſt und ſich auch hebt und bückt und weiter an nichts denkt und auch

schöne und sanfte Augen an sich hat. Aber, da steckt doch was anderes darinnen, muß ich mir in aller meiner Galligkeit denken.

„Das ist so weiter gegangen. Und manchmal hab' ich das Mädel den ganzen Tag nicht gesehen, wenn auf dem Felde draußen zu tun gewesen ist. Natürlich, dann hat sie mir gefehlt. Denn ein neues Gesicht ist immer eine Auffrischung und man gewöhnt sich sehr bald daran. Am Sonntag, ehe sie in die Kirche gegangen ist, kommt sie mir auch zum Zaun. Da hat sie sich offenbar in ihrem Staat zeigen wollen und der hat so etwas Steifes an sich mit den kurzen, rauschenden Röcken über den roten Strümpfen. Scheußlich, kann ich dir sagen, gerade bei ihr. Denn sie hat das Schmiegsame von einer Weidengerte. Also — denk' dir das aus. Aber, ich find' mir auch nichts, was sie anziehen sollte.

„Sie ist nicht dumm nnd sie ist wieder nicht klug. Sie lebt wie eine jede und hat dennoch ein Gefühl, als wäre sie etwas anderes und besseres. Und eine traurige und ernste Stimme hat sie, voll Gutmütigkeit, die man sich nicht zornig denken kann und ist ganz allein. Und sie sieht sehr gut und richtig und denkt nach, und sie singt gerne. Und dazu hat sie diese

Augen, von denen ich dir doch schon gesprochen habe, und ein Lächeln, ganz von innen heraus, ganz merkwürdig. Es wird einem warm dabei und man möcht' es immer wieder sehen, wie es so schüchtern kommt und um die Lippen spielt und in den Augenwinkeln kleine Fältchen macht, ganz kleine, die gar nicht nach Alter aussehen. Junge Mütter haben sie, wenn sie ihr Erstes recht herzlich vor sich haben. Und ich weiß nicht einmal, ob sie hellauf sein kann und lustig. Und sie ist sehr leicht zum Weinen zu bringen; und wenn ich sie rufe, so kommt sie und sieht sich sehr ernsthaft an, was ich gezeichnet hab', und sie geht, wenn sie glaubt, ich hab' genug von ihr und es ist etwas ganz Wehrloses an ihr.

„Ist sie immer so oder nur bei mir? Man denkt doch über solche Fragen nach. Denn sie ist gesund und sie kennt keine Launen. Und daß Mädchen in diesen Jahren oftmals nachdenklich werden auch ganz ohne allen Grund, dieses weiß ich. Und sie hört zu, wenn man ihr etwas erzählt, und sie tut, als möchte oder als wollte sie's durchaus verstehen. Und einmal verplaudern wir uns so — denn ich hab' natürlich viel gewußt, was für sie ganz und gar neu gewesen ist — und sie vergißt ans

Nachteſſen und die Mutter ruft: Hanka! und noch einmal und ſchon geärgert: Hanka!, weil ſie ſehr jähzornig war, und das Mädel geht recht zögernd und das Blut ſteigt ihr ins Geſicht. Ja — warum wird ſie nur rot? Denn wir hatten nichts getan und nicht ein Wort geſprochen, das nicht jeder hätte hören können. Waren ihr nur Gedanken aus ſich ſelbſt gekommen? Sie hat ſich ſehr beherrſcht. Und wieder ein andermal, wie ich ihr zum erſtenmal die Hand geb', ſo wird ſie mir wieder ſo rot und läßt ſie mir lang und wie ſie dann geht, ſo hält ſie die Hand immer wieder und wie wundernd vor die Augen und verſteckt ſie in der Schürze, wie ſie ihre Mutter trifft.

„Das ſind ſo Eigenheiten. Ein jeder hat ſie an ſich und man ſoll nicht an ſie rühren, weil man ſonſt an ihn ſelber rührt. Und ſie kommen bei ihr, ganz unverſehens und ganz wie notwendig; und man kann ſich ſehr bald nichts wegdenken von ihr und empfindet ſie als eine Abgeſchloſſene. Das gibt eine ſonderbare Beruhigung, mit der man ſich freut und von der man immer mehr ſeinen Anteil haben und genießen möchte. Man gewöhnt ſie ſich an.

„Oder — es iſt ſehr mild und frühzeitig ſommerlich geworden. Und es war ein Abend,

wo die Jugend ausſchwärmt durch das Dunkel. Und der Mond ſteigt auf und mich treibt es um, der ich einſam war und mir keine Zweite gewußt hab'. Und da iſt ein Wäſſerlein und ich hör' der Hanka ihre traurige Stimme. Ganz allein ſitzt ſie da, verborgen von den alten, ſehr verknorrten Weiden, die da zuſammen ſteh'n, und ſie ſingt vor ſich hin und zwar nichts, nur Kinderlieder, und ihr Geſicht iſt im Schatten und nur die Augen leuchten vor. Und ich nehme ihre Hand und ſie rückt zu und ſie läßt ſie mir. Der Mond ſteigt höher und höher; und es ſind Reflexe im dunkeln Waſſer, manchmal wie ſilberne Schüſſelchen oder als hätte man lauter weiße, glitzernde und unruhige Schuppen darüber hingeſtreut, und es atmet manchmal durch die Nacht, wie ein recht müder und ruhender Menſch aufſchnauft, und der Himmel ſteht ſehr hoch und ſchwarz über uns. Es war uns gar nicht zum reden; ſie ſingt nur weiter und ich horche und uns fröſtelt beide mit dem Froſt, wovor ſich eines beim anderen ſchützen möchte, und wir fühlen uns ſehr einſam, wie wir heimgehen, und überall um uns ſind ſie zu Paaren . . .

„Dann haben wir uns einmal in einem Buchweizenfeld getroffen. Das hat eben ge-

blüht und ich hab's probieren wollen, ob das nicht heraus zu kriegen iſt. Das iſt gar nicht leicht. Denn ſeine Farbe iſt ſehr zart und dennoch beſtimmt, uud die Stengel haben etwas Starres an ſich. Man denkt an Teppichmuſter davor. Der Tag war ſo ſehr heiß und es ging zu Mittag und kein Menſch war auf den Feldern; aber die Bienen haben geſchwärmt in Unzahl und mit dem haſtigen und tieferen Summen, wie ſie es an ſich haben, wenn es bald gewittern will. Und ich ſehe ſie an und ſie wird rot. Und ich ziehe ſie an mich, weil ich muß und küſſe ſie auf den Mund und ſie hält ſtill und tut die Augen zu und atmet ſehr tief und ſonderbar ruhig, wie eines, das ſo einſchlafen möchte. Dann zuckt ſie ſchmerzhaft zuſammen. Und erſt wie wir gehen, und von überallher war ein Mittagsleuten und verwebt ſich mit dem vielen Geſumm um uns, erſt da merk' ich: ihre Hand ſchwillt an. Eine Biene hat ſie darein geſtochen und ſie hat keinen Mucker getan, trotz des Schmerzes. So eigen war ſie aber in allem, meine Hanka, in allem, kann ich dir ſagen.

„Dann hat ſie ſich mir gegeben. Ohne daß wir einmal davon geſprochen haben, wir hätten uns lieb oder wie das einmal mit uns werden

will. Es war eben ihre Zeit gekommen und der Mann war da, zu dem ſie gehört hat. Und wir waren mit einander ſehr glücklich und haben Monate gehabt, wie man ſie nicht oft erlebt, wenn einem auf der Welt auch alles Glück beſchieden und vergönnt iſt. Denn wir waren ſehr jung und wir haben einander ſehr gern und immer lieber gehabt.

„Und ſie war vollkommen ohne Wunſch. Nicht einmal gewußt hat ſie, was ſie ſich verlangen ſoll, wenn ich einmal angefangen hab', ich möcht' ihr was ſchenken. Mit mir aber iſt es täglich anders geworden. Denn der Künſtler iſt in mir aufgewacht mit ſeiner ganzen, großen und nicht zu bändigenden Sehnſucht. Ich habe eine Geliebte gehabt, wie man ſie ſich nur wünſchen kann. Voll Hingebung und Güte und Beſcheidenheit, immer zärtlich nach ihrer Art. Aber mir iſt das nicht genug geweſen und immer minder erſchienen. Denn ich habe immer ſicherer geglaubt, ſie iſt das, was ich brauche, wenn ich in meiner Kunſt der werden ſoll, der ich ſein könnte.

„Und nun war ſie in aller ihrer Liebe und Hingebung von einer Schamhaftigkeit und Keuſchheit, die ſich nicht beſagen läßt. Durchaus Weib und dennoch ein Mädchen voll ängſtlichen Schämens.

„Wie ich ihr zuerſt erklärt hab', was ich von ihr wollen möchte, da iſt ſie ganz rot geworden, hat mir den Mund zugehalten, ſo ganz allein wie wir waren, und mit dem Kopf hat ſie geſchüttelt, ohne allen Zorn aber ſo, daß ich geſehen habe, das kränkt ſie im innerſten Herzen.

„Überhaupt — was lieben wir am Weib am meiſten? Was reizt uns? Seine Schamhaftigkeit. Und eben das zerſtören wir ſonſt durch unſere Liebe. Hier iſt es geblieben. Und dennoch hab' ich's immer wieder probiert, und immer ohne Erfolg. Und weil ich gemeint hab', ſie müßte mich doch endlich verſtehen lernen und daß es nicht Neugierde iſt, ſondern etwas Höheres, daß es um mich ſelber geht und um meine ganze Kunſt, ſo hat das mich geärgert und ich hab' von Eigenſinn geſprochen und von Bauerndummheit, die nichts verſteht, was weiter reicht, als die eigene Naſe — bei ihr alſo ſchon gar nicht weit.

„Sie hat mich ſchelten laſſen ohne ein Wort der Entgegnung. Überhaupt — ſie war nicht zornig zu machen. Und das hat mich auch geärgert und ich hab's für Stumpfheit genommen. Nur etwas Ängſtliches hat ſie dabei in den Augen gehabt, ſo wie es nämlich Kinder haben,

wenn ſie etwas ſchlecht machen und verfehlen und ſie wiſſen nicht wieſo und fürchten ſich, ſie werden es das nächſte Mal wieder verſehen.

„Aber los können hab' ich nicht mehr von ihr. Ich hab' es nicht einmal gewünſcht oder daran gedacht. Und man hat ſo manchmal ein Gefühl, als wär' ein Menſch ein Schickſal für einen und das iſt dann immer richtig und wir ſollen nur nicht klüger ſein wollen als das, was da aus uns ſpricht, und es nehmen, wie es iſt und mit einer geheimen Stimme flüſtert in uns, oder wir zerreißen die Fäden, mit denen uns vielleicht unſer gutes Glück umſpinnen, einfangen und an eben dieſer gewiſſen Stelle feſthaften wollte. Sagen, wie das iſt, läßt ſich das durchaus nicht. Das muß man ſpüren und beſcheiden hinnehmen.

„Je weniger die Hanka ſonſt aber zu wünſchen übrig gelaſſen hat, deſto mehr hat mich dieſes eine Verlangen gemartert und gepeinigt. Ich habe ſie damit drangſaliert und jede gute Stunde, die man hätte genießen können, hab' ich uns zerſtört. Ohne jeden Nutzen. Ich habe geſchmollt und bin ihr ausgewichen. Sie war ſehr traurig und hilflos. Ich habe ſie gerufen und ſie iſt wieder gekommen — gottlob und leider Gottes ganz die Alte. Und ich hab' mir ge-

dacht, ſie wird mich begreifen, ſie muß es und aus freien Stücken überdies, ſonſt iſt es nichts; und vor dieſem Gedanken, der nicht wirklich werden will, bin ich immer ſtützliger und zerfahrener geworden.

„Dann hab' ich mir gedacht: gewöhnt man einander, iſt man erſt immer zuſammen, ſo wird das ganz natürlich und ohne vieles Reden anders. Und weil ich ſie doch von ganzem Herzen lieb gehabt hab' und weil man ſich ſonſt wahrhaftig kein beſſer Weib wünſchen oder erſinnen konnte, und weil ich geſpürt hab', alles in mir iſt nicht für die Stadt, vielmehr fürs Dorf und nur da kann ich was Rechtes und aus mir heraus werden, und weil man da eine braucht, die hieher gehört und über alles Beſcheid weiß und keine Städterin, die ſich immer verbannt fühlen möchte und als das Opferlamm, und weil man alt genug dafür war und keine Sorgen zu fürchten hatte, ſo hab' ich ſie halt gefragt, ob ſie mich heiraten möchte. Sie hat mit dem Kopf geſchüttelt: ‚Florian, tu's lieber nicht! Es wär' ein Unglück!'

„‚Und warum denn, Hanka?'

„‚Kann ich nicht ſagen, Florian. Aber mir kommt es ſo vor.'

„‚Ach was‘ und ich zucke die Achſeln, ‚das iſt nur ſo geredet. Oder haſt mich nicht lieb?‘

„Sie gibt keine Antwort. Nur angeſehen hat ſie mich ſehr tief mit ihren ſchönen Augen und ihr ſind darin die Tränen geſtanden. Und ſie nickt und haſcht meine Hand und küßt ſie: ‚Du darfſt nicht glauben, ich hab’ nicht oft und oft ſelber daran gedacht. Und ich dank’ dir ſehr, daß du mir geſprochen haſt davon. Gar ſehr freut es mich, daß du damit gekommen biſt. Aber immer, wenn ich mir’s vorgeſtellt hab’, ſo hat es mir einen Stich gegeben in mir. Das darf nicht ſein. So bin ich gut für dich. Und ſo kann dich keine lieber haben, wie ich. Aber anders wär’s nicht gut. Ich bin zu dumm und zu eigenſinnig für dich.‘

„‚Zu eigenſinnig? Du, Hanka?‘ und ich muß lachen.

„Sie nickt ſehr ernſthaft mit dem Kopf und ſingert: ‚Nämlich, du kennſt mich nur noch nicht recht, Florian.‘

„‚So, kenn ich dich nicht?‘ und ich will ſie an mich ziehn.

„Sie wehrt ſich und zählt her: ‚Sehr eigenſinnig bin ich, Florian. Frag’ nur die Mutter. Und mir will nichts leicht in den Kopf —

frag' den Herrn Lehrer, was ich mich gemartert hab' in der Schule. Und ich bin verſtockt — dies weiß der Herr Katechet; denn ich begreife nicht einmal, daß ich mich verſündigt hab'. Und was einmal in meinem Kopf drinnen iſt, das will gar nie mehr heraus und es nützt kein Reden.' . . .

„Und ſonſt biſt du nichts?' und ich küſſe ſie herzlich und übermütig.

„Sonſt weiß ich nix.'

„Mein Bruder, wie ich's ihm erzählt hab', war ſehr glücklich. Denn er hat das immer gewünſcht, weil er geſehen hat, ich komme kaum mehr fort von zu Haus und weil er mich und ſie ſehr gerne gehabt hat. Und eigentlich hat er ſich's niemals anders vorgeſtellt. Und ihre Eltern haben natürlich auch nichts dagegen gehabt und zum Herbſt haben wir eine große Hochzeit gemacht und gleich darauf iſt die Hanka, wie ſich's gehört, mit ihrer Mutter wallfahrten und bitten gegangen.

„Während ſie fort waren, hab' ich allerhand angeordnet an unſerer Einrichtung. Sie war, wie ſonſt bei Bauersleuten; nur für viel Licht hab' ich geſorgt und was mir nicht gefallen hat, weil es den Raum vermufft oder nicht hübſch iſt, das iſt eben weggeblieben und anderes

dazugekommen. Sehr wohl, sehr heimelig und freundlich hat's ausgesehen bei uns. Ein jeder, der gekommen ist, hat den Unterschied gemerkt und keiner konnte sagen, worin er eigentlich war.

„Und wie sie zurückgekommen ist, so hat sie freilich gestaunt. Aber sehr gefallen hat es ihr auch und sie hat sich zu Haus gefühlt und zurecht gefunden, sowie sie ihren Rosenkranz beim Weihbrunnkesselchen an der Türe aufgehangen hat, und fängt mit einer ordentlichen Lust zu wirtschaften an. Und das hat sie verstanden, wie eine, ganz ohne Wesen und ohne Lärm. Niemals konnte sie müßig sein und immer war sie ohne Eilfertigkeit. Und überaus sauber auf sich und auf alles war sie und ich habe kaum verstanden, wie man in einem Hausstand gar so wenig Geld verbrauchen kann.

„Ganz besonders war dieses merkwürdig an ihr, wie nämlich die Tiere an ihr gehangen sind. Da war keines, das sie nicht gekannt und in seiner Art auch gegrüßt hat. Da war mein Spitz, den ich doch schon lange genug gehabt hab', noch dazu, wo wir zwei allein zusammen in den Beskiden gewesen waren, daß er, klug wie er ist, sich hätte merken können, zu wem daß er eigentlich gehört. Der ist ihr nicht von der Seite; überall hin

iſt er ihr nachgelaufen und hat gebettelt, damit ſie ihm ſchön tut.

„Es hat ja auch Verdruß gegeben. Wo denn nicht, wenn man miteinander leben muß? Aber er hat ſich niemals gehalten. Immer hat ſie eingelenkt, ſo geſchickt, daß man nicht ſchmollen konnte; und ſie hat ſich wohl gedacht: er iſt kurios, gut! Aber, er iſt halt von einem andern Geſchäft, das ich nicht ſo ganz verſteh' und er hat Raupen im Kopf, die man nicht ſtören ſoll. Denn, es werden vielleicht über eine Zeit ſchöne Schmetterlinge daraus.

„Hat ſie Zeit gehabt, ſo hat ſie mir gern zugeſehen, wenn ich gezeichnet hab' oder radiert. Denn ich hab' immer neues probiert, weil nur der eine Kunſt kann, der mindeſtens Beſcheid weiß in allem, was zu ihr gehört. Und weil ich zufriedener war, wie nicht ſeit langem, weil mir das neue Weſen um mich Spaß gemacht hat und ich froh war, endlich einen Menſchen um mich zu haben, der zu mir gehört und ſich um alles kümmern muß, was mich angeht, ſo iſt mir manches beſſer geraten und mir war recht wohl.

„Einmal frag' ich ſie: ‚Möchteſt mir denn nicht helfen, Hanka?'

„‚Möcht' ich! Sehr gern,' ganz haſtig. ‚Aber — ich kann's doch nicht.'

„‚Könnteſt du ſchon' und ich ſeh ſie eigen an. Sie wird rot und betrübt und läuft aus dem Zimmer und ich hab' ihr wieder eine Zeit Ruhe gegeben, weil ich erkannt habe, ſie will durchaus nichts davon wiſſen.

„Ich bin gern auf die Jagd gegangen. Es iſt mir nicht ums Schießen geweſen, trotz meiner ſehr ſicheren Hand. Aber, mir hat das Herumſteigen in den lettigen Feldern Spaß gemacht; und die Nebelſtimmungen, die alles ſo verzerren und anſchwellen laſſen, hab' ich gern gehabt. Und nach Reden hat es uns beide nicht viel verlangt. Sie hat doch ihre Eltern und ihre Verwandten gehabt und ich ganz in mir meine Gedanken und meine Pläne und ich hätt' niemals geglaubt, ich könnt' noch einmal ſo allein werden, wie ich bin und bleiben muß." Er brach ab. Und es war eine große Müdigkeit an ihm und es zuckte in ſeinem Geſicht.

Ich fuhr auf: „Du erregſt dich zu ſehr, Peterſilka."

Er nickte: „Gar ſehr tu' ich's. Aber das macht nichts mehr. Jetzt geht's zum Ende. Und man will's hinter ſich haben, hat man

einmal angefangen davon.“ Und ganz tonlos fuhr er fort.

„Also — sie hatte ein Auge, so richtig, wie keines.

„Verstanden hat sie ja nichts von den Sachen. Woher und wie denn? Die Heiligenbildchen, die der Herr Katechet schenkt, sind keine richtige Vorschule.

„Das muß man ja doch auch lernen von allem Anbeginn. Aber, ob eine Linie gezogen war, wie sie sein soll und wie sie in der Natur ist, da hat man auf sie schwören können. Ich hab' mich manchmal geärgert und immer wieder hab' ich hernach gesehen — sie hat recht und mich hat mein Gedächtnis eben für einen Narren gehabt.

„Es ist auch geschehen, wenn mir etwas nicht zusammengegangen ist und ich hab' mich recht unwirsch aufgeführt in meinem Zorn, weil man doch zwingen möchte, auch was schwer ist, daß sie das Richtige getroffen hat, wie es zu machen wäre, mit einem einzigen Wort, nur weil sie unbefangen war. Oder, daß sie sich schon gar keinen Rat gewußt hat und sie hat geseufzt: ‚Florian, du mußt mir ja Kopfweh kriegen vom Denken! Florian, wenn ich dir helfen könnt'‘.

„Es fährt wieder aus mir heraus: ‚Du willst doch nicht, Hanka!‘

„Sie wird sehr traurig und zuckt zusammen, weil sie es erkennt, wie fest der Gedanken steckt in mir und daß ich immer wieder darauf komme. Sie entgegnet kein Wort, geht zu ihrer Arbeit und kommt Tage nicht zu meiner.

„Dieses hätte sie nicht tun sollen. Denn das war nur geredet und mit Liebe hätte sie's vielleicht dem bösen Gedanken abgewonnen, der immer stärker in mir zu wühlen und zu graben angefangen hat.

„Ohnedies — das weißt du ja, der Winter ist eine schlimme Zeit für einen Künstler. Denn er braucht viel Licht und kann nicht arbeiten ohne das. Weiß er schon, was er will, so macht ihm das nichts. Denn was man eigentlich getroffen hat, das wird einem wieder geraten und Pausen müssen immer und überall sein.

„Wenn man aber das Gefühl hat, man ist noch nicht darauf gekommen, was man eigentlich könnte, so ist das sehr bös und traurig. Denn von überall her erwartet man sich die Offenbarung und wird unwillig und voll Zorn gegen sich und alles, wenn sie nicht kommt. Und sie läßt sich einmal mit keinen Mitteln

zwingen, und ich hab' mir oft gedacht, ſpäterhin, wie alles vorüber war: das iſt wie damals, wo Moſes in ſeinem Groll und in ſeinem Zweifel gegen die Felſen geſchlagen hat, es kommen die Haderwaſſer, von denen wir in der Theologie gelernt haben, und wer von ihnen trinkt, der muß des Todes ſterben.

„An jeden Einfall klammert man ſich, ob er einem nicht weiterhelfen könnte. Und wovon ich mir viel verſprochen habe, wie eine Offenbarung, dies habe ich dir ſchon geſagt. Und ſo bin ich immer wieder darauf gekommen, nachdem man einmal davon angefangen hat. Gänzlich unvernünftig iſt mir mein Weib vorgekommen. Ich hab' über ſie geſpottet und hab' ſie gequält und ſie hat ſich alles gefallen laſſen und ſich nicht mit einem Wort zu wehren gewußt. Aber nachgegeben hat ſie mir auch nicht und ich hab' verſtanden, was ſie damals mit ihrem Eigenſinn gemeint hat. Nur ſehr oft war ſie in Tränen. Die haben mich aber nur geärgert, denn das war zu nichts, rein zu nichts und verleidet einem nur das Leben, das mich ſo ſchon nicht gar ſehr gefreut hat.

„Und überdies iſt mir eine neue Angſt gekommen und hat mich ſehr gequält und aufgeregt.

„Nämlich: ſo lang wir als ledige Leute einander lieb gehabt haben, ſo hab' ich mich niemals geängſtigt, es könnte was werden. Sie hat es auch nicht getan oder hat es mindeſtens nicht gezeigt. Vielleicht aus Frömmigkeit, weil doch nichts geſchieht, was nicht ſein ſoll und ſoll etwas geſchehen, ſo nützt wieder kein Sorgen.

„Jetzt aber hätte man damit rechnen müſſen. Ja — man hat ſich's im Grunde ſehr gewünſcht. Denn für die Dauer allein bleiben wollte man nicht. Wenn uns aber Gott nun ein Kind beſchert? Es war mindeſtens möglich, daß... Ja, wie ſoll man das nur ſagen? Aber weißt du — es iſt ſchon manche Frauenſchönheit darüber verloren gegangen. Immer wird ſie doch wenigſtens für eine Zeit geſtört und manchmal geht ſie doch auch für immer weg. Und dieſe war mir unerſetzlich und daß ſie verſchwinden ſoll, ohne daß mir ein Abbild bleibt von ihr, dieſes hat ſehr an mir gefreſſen und es war wie ein übles Wollen und eine böſe Abſicht, die ich mir um ſie doch gewiß nicht verdient hab', von meiner Frau.

„Und dazu darf man von dem allen nicht einmal reden. Denn im Grunde fühlt man doch, wie roh das iſt und wie ſchlecht und kann nichts dagegen tun.

„Es iſt erſt nur ein Wunſch geweſen. Und dann iſt es in mir zum Begehren aufgewachſen, auf das man ſich mehr und mehr verbeißt und vertrotzt und das geſtillt werden muß, oder man geht zu Grunde daran.

„Daß es vielleicht auch ein anderer Menſch iſt, um den es geht, dieſes fällt mir nicht ein. Denn man denkt an niemanden, nur an ſich ſelbſt und an das, was man für ſich notwendig glaubt, wenn man erſt an ſo etwas erkrankt iſt.

„Und es iſt wie ein Zwang über allen Gedanken, daß man ſie von dieſem einem nicht wenden kann und daß keine Ablenkung nützt. Und wie eine ſchwere Lähmung liegt es über allem Tun.

„Und ſo bin ich denn immer launenhafter geworden. Und ich hab' ſie ſchief angeſehen und habe ſpitzige Worte für ſie gehabt für ihre Teilnahme. Zum Beiſpiel, wenn ſie mich gefragt hat, warum mich die Arbeit nicht mehr freut und ob ich nicht lieber für eine Zeit verreiſen möchte. Denn wir hatten Beſtellungen genug und ſie trugen ſchön.

„Alles Mögliche hat ſie getan, damit ich in gute Laune komme. Sehr lieb und herzlich war ſie zu mir und weil man ſpürt, man verdient das eigentlich doch nicht, ſo beruhigt man ſich,

indem man die Schuld auf das andere ſchiebt und ſich denkt — aha, das ſchlechte Gewiſſen! Deshalb iſt ſie ſo zu dir.

„Überhaupt — will ein Menſch dem Nebenmenſchen eine Freude machen, ſo iſt das immer einfach und man ſtrengt ſich nicht ſehr an. Da will man die Abſicht erraten haben und die Geſinnung. Will er ihn aber quälen, dann hat man Einfälle — ganz erſtaunliche Einfälle und man gibt ſich Mühe und man wird ordentlich ſinnreich und voll von Erfindungen. Das iſt merkwürdig und man darf darüber nachdenken, wie eigentlich die Natur des Menſchen geht.

„Das war wie ein Kampf zwiſchen uns. Und mich hat es gefreut, daß ſie darunter leidet und ſich den Kopf zerbricht, warum denn das zwiſchen uns ſo geworden iſt und in ſo kurzer Zeit. Viel gebetet hat ſie und aus ſich heraus iſt ſie traurig geworden.

„Und dann kommt ein Tag und ich denk' ihn wie heute und ich werde ihn nie vergeſſen."

Er ſann nach und ſeine Augen waren offen und ſchimmernd.

„Die Tage ſind länger geworden. Denn es war nach Maria Lichtmeß. Ein ſtrenger Froſt; viel Schnee iſt gelegen und es war ein

ſehr kurzes, aber ein ſehr kräftiges und günſtiges Licht.

„Ich bin ſehr verdroſſen am Fenſter geſeſſen und ſtiere hinaus auf das flache Land und auf das große Glitzern, das in der Welt iſt. Denn von jedem Schneehaufen und von jedem überſchneiten Dach iſt es ausgegangen, weil der Schnee trocken war und nicht geballt, mit einer großen und hellen Klarheit. Und die Häuſer ſind niedriger erſchienen wie ſonſt, und die Ebene war ſehr weit und überſonnt und die Berge näher und blendend und alles war grell, daß es dem Auge wehe tut.

„Ich hab' meine Pfeife geraucht. Und einmal hab' ich ein Zeichenblatt geſpannt und mich dabei geärgert, weil mich eben alles verdroſſen hat. Dann hab' ich mir eine große grundierte Leinwand angeſehen, die da mit allem Zubehör hergerichtet war. Wozu denn aber? Ja — ich hätt' ſchon gewußt, was mir da darauf ſoll. Aber dafür beſtand gar keine Ausſicht.

„Und ich hör', wie die Tür hinter mir geht und ich rühre mich nicht in meiner Beſchäftigkeit. Denn ſie ſoll und darf nicht merken, daß mir etwas daran liegt, ob ſie kommt oder nicht. Und am Eingang bleibt ſie ſtehen und ſie atmet ſchwerer wie ſonſt. Und den Spitz jagt ſie

hinaus, ganz unwirſch, und der winſelt mir dann vor der Türe. Und dann erſchrecke ich ganz plötzlich; denn ich höre, ſie dreht den Schlüſſel in der Türe um. Das quietſcht. Einmal; zweimal. Und dann probiert ſie — vorſichtig und doch mit einem ſtarken Rucker... Sie hält...

„Und ich tu ihr einen Schritt entgegen — denn das kann nur eines bedeuten. ‚Hanka?‘ Und es iſt eine große Freude in mir, ſo groß, daß ich nicht merke, wie ſehr traurig und ganz verſtört ſie iſt.

„Sie nickt: ‚Ja. Wie ſoll ich mich ſetzen, Florian?‘

„Ich will ſie an mich zieh'n, ſie küſſen. Sie bleibt ſtumm und ſteif. Und ohne ein Wort zu reden, ganz geſchäftsmäßig, zieht ſie ſich aus, Stück für Stück und nimmt den Platz an, welchen ich beſtimme.

„Den Kopf von ſich ſelber weggewendet, die Augen geſchloſſen, damit ſie nichts ſehen muß, ſitzt ſie. Und manchmal kommen ihr Tränen und ſie läßt ſie rinnen und ich merke nicht darauf oder mache nur einen dummen Spaß, wie man ihn eben macht, damit man was geredet hat.

„Und es iſt ein Fieber zur Arbeit in mir.

Und ich ganz Aug' und nur Aug' und denk' an nichts, nur: da ſitzt ein Modell vor dir von einer unerhörten Vollkommenheit, ganz ſo tadellos in Bau und Linien, wie man ſich's nur wünſchen und wie es einen Künſtler berühmt machen kann.

„Und daß dieſes Modell ein Weib iſt, mein eigenes Weib, welches ich ſonſt von Herzen lieb habe und welches darunter leidet, dies vergeſſe ich ganz. Iſt dies Grauſamkeit? Und ich merke, wie ich wachſe; und jede Linie glückt und ſitzt und das Ganze hebt ſich immer ſchöner und immer lebendiger, und ich kann, was ich will, worauf ich gehofft mit allem Zweifel habe, und ein doppelter Triumph iſt in mir.

„Gar keine Müdigkeit kommt über mich. Denn ſo lang wir einander kennen und haben, es iſt doch wieder ganz eine Fremde, die da vor mir ſitzt. Immer wieder will ſie zuſammenſchauern und ſich ducken in ſich ſelber. Das iſt ein Reiz mehr. Und ich merke endlich doch, daß ihr der Kopf auf die Schulter ſinkt und ſie kann ſich nicht mehr zwingen, bei all ihrem Willen.

„‚Es iſt genug, Hanka.'

„Sie ſteht auf und ſieht ſich ganz hilflos um. Und ich wende mich, weil ich ſie nun,

wo der Rauſch vorbei iſt, zu verſtehen anfange und ſie mir innerlich leid tut. Und wie ſie ſich anzieht, Stück für Stück, und mir immer vertrauter wird, ſo bin ich ſehr zärtlich zu ihr und mache tauſend Dummheiten. Sie geht nicht darauf ein; ſie leidet's eben nur: ‚Es war Sünde, Florian!‘

„Ich muß lachen: ‚Aber Hanka! Warum hat dich dann Gott ſo erſchaffen.‘

„Sie ſchüttelt den Kopf: ‚Ich weiß, es war Sünde. Denn was einer in ſich ſo ſpürt, das ſoll er nicht tun.‘

„‚So geh' beichten Hanka! Und der Herr Pfarrer wird dir ſchon Beſcheid geben.‘

„Sie erſchrickt ordentlich: ‚Noch einer ſoll es wiſſen?‘ und ſie tut auf. Der Hund ſpringt an ihr empor, ganz närriſch vor Freude. Sie ſtreichelt ihn; aber nur ſo aus der Gewohnheit und ganz verloren.

„Das wird ſich ſchon geben, denk' ich mir. Ich bin wirklich fröhlich und ſehe nicht ein, warum ich das denn verſtecken ſoll und verletze ſie wieder damit. Und zu Mittag, wie wir zu Tiſch ſitzen und ich ſehe ſie an mit luſtigen Augen, ſo wird ſie ganz rot und taſtet an ſich herum voll Ängſtlichkeit.

„Ich bin in die Stadt gefahren. Denn

ich war übermütig, wie nicht mehr, ſeit ich von der Schule war. Ins Kaffeehaus bin ich gegangen — das am Marktplatz, im erſten Stock, wohin wir ſich nicht getraut haben, wegen der Profeſſoren — und hab' Billard geſpielt und ein Loch in das grüne Tuch geriſſen und hab' zum Schaden auch noch gelacht, daß der Kellner geglaubt hat, ich bin betrunken oder närriſch. Und beim Spielen hab' ich zugeſehen, und würdigen Tarock-Gelehrten, die jeden Stich wiſſen und bereden, wie es ſie nur in einer kleinen Stadt gibt, hab' ich gute Ratſchläge gegeben, daß ſie gern grob geworden wären und ſich's nur nicht trauten, und mit jedem, den ich ſonſt nicht einmal angeſehen, hab' ich mich reden geſtellt, ganz vertraulich und hab' mich dennoch in mir über ihn luſtig gemacht, wie ein richtiger Hansnarr und Lappenwurſtel, der meint, entweder die Welt iſt zu ſeinem Spaß oder er iſt zum Spaß für die Welt da. Und zum Goldſchmied Feiwel Grünſpan bin ich gegangen. Da hab' ich einmal eine goldene Kette geſehen, Venediger und alte Arbeit, ſehr zart und ſchmiegſam die Glieder und wunderſchöne, blutrote Korallen dazwiſchen und am Schluß ein prächtiges Horn gegen den böſen Blick. Der Eſel hat nicht gewußt, was

er da hat und dennoch war ſie mir einmal zu teuer geweſen. Heut' hab' ich ſie für mein Weib gekauft und mir gedacht, wie ſchön ſie ſich auf ihr ausnehmen wird. Ganz heiß iſt mir dabei geworden und ich hab' ihm das Geld nur ſo hingeſchmiſſen.

„Und im Heimfahren iſt mir der Wind entgegengeſauſt und ich hab' lachen müſſen und an mein angefangenes Bild denken und an meine Kollegen von der Schule, die jeder ſeither ſchon ſeine paar Quadratmeilen gute und unſchuldige Leinewand, aus der man nützliche Kornſäcke hätte nähen können, mit ſündhaften und unnützen Farben verſchmiert hatten, und was ſie für ein blödes Geſicht dazu ſchneiden werden. Gucken und gucken um einen Fehler und es iſt nicht der mindeſte! Das gibt erſt den rechten Spaß und den wahren Erfolg. Und ſo ein Gefühl von Kraft iſt in mir. Nur zweimal hat es der Menſch ſo in ſeinem ganzen Leben: wenn ſich ihm das erſte Weib und das erſte Kunſtwerk ganz ergibt — ganz und aus freien Stücken.

„Ich geb' ihr mein Geſchenk. Und ſie dankt. Aber — es war ein Unterſchied gegen ſonſt.

„Denn ſonſt, wenn man ihr unerwartet eine Freude gemacht hat, ſo war ſie immer

wieder wirklich überraſcht, ſo daß es ihr die Rede verſchlagen hat.

„Ganz innerlich hat ſie ſich vergnügt; und das Wort hat ihr gefehlt. Nur meine Hand hat ſie immer und immer wieder geſtreichelt und in den Augen war das gewiſſe Sonnenlicht, das ich ſo ſehr geliebt habe und vor dem Stube und Herz warm geworden ſind und das nun für immer erloſchen ſein muß.

„Das war diesmal nicht. Sie hat die Kette angeſehen und hat geſtaunt über die Schönheit der Arbeit und über ihre Koſtbarkeit und hat ſie ſo gewiß ängſtlich in der Hand gewogen. Aber ſie iſt nicht warm geworden und hat ſie weggekramt zu ihren anderen Schmuckſachen. Nämlich, getragen hat ſie faſt nie etwas öfter wie einmal, das man ihr geſchenkt hat, nämlich den nächſten Sonntag. Aufgehoben hat ſie ſich's, wie ſo ein heimliches Hamſterchen, aber betrachtet hat ſie's immer wieder und damit ſehr vergnügt geſpielt. Diesmal nicht.

„Mich hat das ein wenig geärgert, wie Undank oder wenigſtens wie Unerkenntlichkeit für guten Willen. Denn, daß ich ſie bezahlen will, dies kann ſie unmöglich geglaubt haben. Aber, meine Stimmung laß ich mir nicht ver-

derben und am End' — warum ſoll ſie nicht auch ihre Launen haben, wenn ich ſie habe?

„Den nächſten Tag kommt ſie wieder. Und ſo Tag um Tag, nur nicht am Sonntag. Und ſie klagt nicht mehr über Müdigkeit, ſondern hält aus, wie lang man nur will. Nur eſſen tut ſie nichts in der Zeit und iſt furchtbar ſchreckhaft bei jedem Mannsbild, das ihr begegnet und das ſie anſpricht. Und alles muß man ihr nur einmal ſagen und ſie vergißt es nie mehr. Und ich Eſel freu' mich noch über ihren Eifer und denk' mir: ſie ſieht auch ein, daß ich nichts Müßiges oder Sinnloſes von ihr begehrt hab'; ſie gewöhnte ſich ſchon und das Übrige wird ſich geben und über eine Zeit weiß ſich gar nichts mehr davon.

„Das Bild aber iſt mir gerückt, wie ich's nicht für möglich gehalten hätt'. Immer ſchöner und meiſterlicher. Du mußt nicht glauben, ich hab' den Größenwahn und ich tu' mich da groß mit etwas, was keiner ſehen ſoll. Aber, man hat doch manches geſehen und verglichen, vorher und nachher und hat über ſich ſelber ein Urteil. Und da war alles: Farbe und Leben und eine ſolche Sicherheit, die gar nicht ſucht, ſondern niemals irrt und immer das Richtige trifft. Und wie ein Gottesdienſt waren

mir dieſe Stunden, wie ich ihn einmal gekannt hab', noch ein Bube, noch ehe mich meine Mutter hat geiſtlich lernen laſſen wollen, wo man ganz erfüllt iſt von ſeiner Andacht und ſeinen Gott ganz in ſich ſpürt und ihn atmet und nichts denken kann, nur ihn.

„Gedanken und Sorgen gemacht hat mir eigentlich nur der Kopf. Nämlich — er war mir ſo, wie es war, zu gewöhnlich für den Körper. Einen anderen aber nehmen? Ja — woher? Und ich hab' mit der Zeit begriffen, ſie iſt vollkommen, ganz ſo, wie ſie iſt und organiſch und nicht anders zu denken und wer etwas zutut oder ändert, der lügt und fälſcht nur und verdirbt. Und immer lieber iſt ſie mir geworden in dieſem letzten Opfer, das ſie mir bringt, und ich hab' wohl geſehen, wie ſie leidet und hab' mir geſchworen, ſie ſoll niemals mehr eine ſchlimme Stunde haben durch mich und habe mich nach Kräften getummelt, als jagte mich wer, nur damit wir es bald hinter uns haben.

„Und ſo wird man fertig. Und einmal, wie ſie ſo ganz verloren da ſitzt, ſo ſchleich' ich mich hinter ſie und geb' ihr einen Kuß auf den Nacken. Sie verfärbt ſich und fährt auf: ‚Erſchrick mir nur nicht wieder, Hanka, mein Seelchen. Ich brauch' dich nicht mehr.'

„‚Wieſo‘ — ganz atemlos und in Spannung.

„‚Wir ſind fertig. Und ich brauch’ dich wirklich nicht mehr.‘

„Das war ein böſes Wort. Eins von der Art, auf der ein Teufel ſitzt. Man ſpricht es aus und denkt ſich gar nicht dabei, wie es der andere nehmen und faſſen wird. In ihr hat’s Wurzeln geſchlagen. ‚Ja, du brauchſt mich nicht mehr‘ ſagt ſie ernſt und traurig und richtet ſich zuſammen.

„Ich merke wohl, ſie iſt aus dem Gleichgewicht. Aber das findet eine geſunde Perſon ſchon wieder. Und weil ich ſelber guter Dinge bin und meiner Sorge ledig wie meiner Plage, ſo nehme ich mir alle Mühe mit ihr; und, wenn ſie’s ſchon nicht wird gewöhnen können, ſo wird ſie doch ſtolz ſein auf meinen Erfolg, den ich doch ohne ſie durchaus nicht hätte gewinnen können. Und ich merke dabei auch, es iſt etwas Fremdes zwiſchen mir und meinem Weib. Sie muß ſich zwingen auch nur herzlich zu erſcheinen. Und derweil trocknet das Bild. Und ich ſchreibe dem Rahmenmacher nach Wien Maße und lege genaue Angaben und eine Zeichnung bei, und meld’ es bei der Kommiſſion und bin meiner und meines großen Erfolges

ſo ſicher, daß ich nichts von dem ſehe, was neben mir ſich vorbereitet.

„Alſo — die Kiſte wird gebracht; ich mache meinen Spaß: ‚Hanka, komm' und hilf mir. Wir packen dich ein.'

„Sie ſieht mich an, ganz ohne Faſſung und ohne Glauben an das, was ich ſage: ‚Ja wozu denn, Florian?'

„‚Ja — ich will's doch ausſtellen, Hanka!'

„Sie ſtreicht ſich mit der Hand über die Stirn, als haftete da was, das ſie wegbringen muß: ‚Mich willſt du ausſtellen, Florian?'

„Das gibt nun eine wunderliche Konfuſion, denk' ich mir. Sie kann ſich nicht unterſcheiden von dem, was ich von ihr gemalt hab'. Alſo nehm' ich ſie bei der Hand und ſag' ſehr voller Güte, wie man einem Kinde zuſpricht: ‚Dich nicht, Hanka! Nur dieſes Bild!'

„‚Ja — und was heißt das, ausſtellen?'

„‚Ja — das geht nun nach Wien. Und dort wird man's rahmen, wie es ſich gehört, damit es ſeine richtige Wirkung tut und es gut, im richtigen Licht, aufhängen hoff' ich. Und viele Leute werden kommen, auch welche darunter, die was verſtehen, und werden ſich damit freuen und ſagen: das iſt ein großer Künſtler, der

das gemalt hat, und ich bin berühmt und du bist es auch als mein Weib.‘

„‚Und so,‘ sie deutet mit dem Finger nach dem Bild, ‚so sollen mich die Leute sehen?‘ Und sie wird glührot und blaß: ‚Tu mir das nicht an, Florian.‘

„‚Ja — warum denn nicht, Hanka? Sei nicht kindisch!‘

„‚Weil — ich hab’ mich nun schon so lang gefreut, ich könnt’ einmal mit dir nach Wien. Nur auf ein paar Tage, Florian!‘

„‚Das wollen wir doch, Hanka. Und man wird dir Ehren erweisen genug.‘

„‚Mir Ehren? Einer, die man so gemalt hat, Ehren? Und müßt’ ich nicht vergehen vor Scham vor jedem, von dem ich mir denk’, er hat mich so gesehen?‘

„‚Aber Hanka — ich bitt’ dich! Wer wird sich so quälen?’

„‚Ich bin dumm. Weiß ich. Zu dumm für dich.‘ Und ich merk’, es kommt ihr ein neuer Gedanken. ‚Und was wird hernach mit mir?‘

„‚Hernach? Kann sein, es gefällt einem das Bild so, daß er es kauft und er gibt uns ein Stück Geld dafür, so groß, daß man den schönsten Bauernhof darum kriegt.‘

„‚Und du möchteſt mich hergeben, Florian?‘

„‚Ja — warum denn nicht?‘

„‚Einem fremden Mannsbild? Damit er's in ſein Zimmer hängt, in welches es ihm paßt und mich anſieht, wenn und wie es ihm beliebt?‘

„‚Das kann dir vollkommen gleichgültig ſein,‘ lach' ich.

„‚Es iſt mir's aber nicht. Als müßt' ich das immer ſpüren, ſo iſt's mir.‘

„‚Hanka!‘

„‚Es ſteht aber auch etwas im Katechismus,‘ meint ſie ſehr ernſthaft. ‚Und ſogar von den Gedanken, mit denen man einen anſieht.‘

„‚Im Katechismus? So laß es drinnen und hilf mir.‘

„‚Florian!‘ bettelt ſie. ‚Florian — ſchick' mir das Bild nicht weg!‘

„‚Ach was!‘ und ich denk' mir, im Guten wird das nichts, ich muß wohl ernſt machen! ‚Das iſt dummes Zeug. Und ich mag darum nicht meine ganze Zukunft aufs Spiel ſetzen.‘

„‚Es iſt uns auch ſo gut gegangen, Florian! Und ſehr gern haben wir einander gehabt.‘

„‚Werden wir wieder, Hanka! Bis du ruhiger geworden biſt.‘

„‚Sie zweifelt: ‚Könnteſt du? Könnteſt du wirklich?‘

„Es iſt etwas Grauſames in jedem Menſchen und ganz und gar in jedem Künſtler. Und das rührt ſich in mir und verſtockt mich, obwohl ich ſehe, wie ſie leidet. Und ich nehme das Bild, wie es iſt, im Blindrahmen und heb' es ſehr vorſichtig und tu' es ohne Antwort in die Kiſte.

„Sie ſpricht nichts mehr. Sie hilft mit. Sie ſchlägt ſelber die Nägel ein. Gott allein weiß und ſoll mir's verzeihen, mit welchen Gedanken. Sie malt in ihrer großen, ſteifen Druckſchrift die Adreſſe. Das hat ſie immer gern getan, ſich wohl allerhand dabei gedacht und geglaubt, ſie macht ſich nützlich. Am Morgen wird der Frächter kommen und das Bild wird fort.

„Mit nichts hat ſie ſich verraten. Wir ſind ſchlafen gegangen, wie ſonſt. Sie hat nicht geweint in der Nacht und nur nicht geſchlafen. Denn einmal bin ich wach geworden vor einem innerlichen Glücksgefühl, ſo als ſtünd' ich vor dem Eingang zu etwas ſehr Hellem, und da liegt ſie mit offenen Augen und ich ſtreich' ihr darüber, damit ſie die zutut, weißt du, und ich fühle an meiner Hand den warmen Hauch von ihrem Mund.

„Sehr früh ſteht ſie auf und huſcht durch

das Zimmer. Das ſpürt man ſo im halben Schlaf, aber man denkt ſich nichts dabei, denn man iſt das gewöhnt alle Tage. Barfuß, damit ſie mich nicht ſtört, iſt ſie durch die Stube und den weiten, weiten Weg zum Fluß. Hat ſie das die Nacht nicht ſchlafen laſſen? Oder iſt es nur plötzlich über ſie gekommen? Wer weiß es?

„Zu Mittag haben ſie ſie gefunden. Unter den drei Weiden. Der Spitz iſt dabei geſeſſen und hat geheult — unabläſſig. Und, ſagen ſie, ſie iſt erſchrocken, wie ſie im Tiefen war und hat ſich retten wollen. Aber ihr Haar, das ſo ſehr reich war, hat ſich an den Wurzeln verfangen und alſo iſt ſie elendlich ertrunken."

Seine Stimme brach. Der Spitz erhub ein leiſes Gewinſel. Peterſilka aber fuhr mit aller Anſtrengung fort:

„Ich habe mein totes Weib nicht mehr geſehen.

„Denn ich bin in Ohnmacht hingeſchlagen, wie man geſtürzt gekommen iſt und man mir das erzählt hat, und bin lang ohne jede Beſinnung und in einem großen Fieber gelegen. Und wie ich zu mir komm', ſo iſt ſie längſt begraben geweſen und es war voller Sommer.

„In den Feldern liegt ſie. Denn der Herr

Pfarrer war nicht zu erbitten und ich ſoll das ſo in meinen lichten Augenblicken und in meinen irren Reden immer befohlen haben und ſie haben ſich danach gerichtet. Denn es iſt ſchöner da, wie an der Kirchhofsmauer. Das Korn wogt um ſie und es blühen die bunten Blumen.

„Das Bild aber iſt nicht fort, weil niemand gewußt hat, was denn damit ſoll. Und ſo ſteht die Kiſte noch immer in meiner Stube und meine beſte Arbeit iſt darin. Ich hab' ſie mit keinem Auge mehr geſehen und ich weiß nicht, wann ich einmal ſtark genug ſein werde dafür.

„Und dann hab' ich mich gewöhnt und hab' langſam wieder an zu malen angefangen. Und ich hab' die Verpflichtung in mir gefühlt, einmal etwas ganz Großes und Eigenes zu leiſten. Denn um mich und meine Kunſt iſt ein großes und ein ſehr koſtbares Bauopfer gebracht worden.

„Nämlich, einmal und ſogar noch im Chriſtentum haben ſie bei uns und überhaupt bei allen Slawen geglaubt, ſoll ein großer Bau gelingen, ſo muß in den Grundſtein etwas Lebendiges mitvermauert werden.

„Das iſt bei mir geſchehen. Verſtehſt du? Und wenn ſie mich heute rühmen und ſie machen ein Weſen mit mir, und wie ich die Hanna

und ihre Seele verſtehe, ſo iſt mir das ganz gleich. Denn ich weiß: die Seele der Hanka iſt in mir und ſchafft aus mir und ich mag darum nichts Lebendiges mehr malen.

„Und ich bin kein Landſchafter, wie ſie meinen. Und wenn ſie finden, ich bin eintönig, ſo muß ich nur lachen. Denn ich mal' ſie und immer nur ſie und ich kann ſie gar nicht ausſchöpfen.

„Da ſieht man zum Beiſpiel die drei Weiden. Und das Waſſer iſt ſehr finſter vor ihrem Schatten und ohne Regung und unter ſeinem Spiegel ahnt man etwas und kann es nur nicht erkennen.

„Oder, da iſt ein weiter Himmel geſpannt. Und Wolken ſchieben ſich daran zu Haufen. Und eine Sonne dringt vor und ihre Strahlen irren zwiſchen Himmel und Erde und es iſt wie eine ungewiſſe Fröhlichkeit. Nämlich, das war ſie, wenn ſie ihr ſchüchternes und ſchamhaftes Lächeln gehabt hat.

„Oder — es iſt ein heißer Tag. Und die Ähren neigen ſich wie voll Sehnſucht zur Erde, weil der Segen zu ſchwer wird für ſie, und, wenn man recht ſcharf hinhorcht, ſo glaubt man, man hört die Körner rieſeln, die überreif ſind und zur Erde fallen. Das war ſie, wieder ſie

— wie ſie ſich mir gegeben hat, ganz aus ſich und weil ſie nicht mehr anders gekonnt hat, als ſich verſchenken.

„Oder es iſt Regenſtimmung. Und man fühlt, wie Fruchtbarkeit und Erquickung niedertropfte und alles erſehnt ſie und lebt auf. Nur den Sturm, vor dem ſich die Bäume biegen, nur ein Gewitter malen kann ich nicht. Denn erzürnt, weißt du, hab' ich ſie niemals geſehen." Er ſchlug in einem plötzlichen Ausbruch beide Hände vors Geſicht. Es rieſelte vor und ein Krampf ſchüttelte ihn.

Das währte eine Weile, in der ich, ergriffen, ſchwieg. Er aber erhob ſich ſtracks. „Und ſo bin ich hergekommen," ſprach er abgewandt. „Weil ich müd' bin vom Einerlei und vom ewigen Denken an eine Tote. Und ich möchte friſchere Farben greifen.

„Und jetzt weißt du, was ich kann und warum ich's kann. Ganz ohne Suchen; und weil es in mir lebt, wie in einem wilden Vogel ſein Lied oder in unſerer Ebene der raſtloſe Trieb, nachdem ſie ſich immer gleich, zu ihrer Zeit begrünt.

„Und du wirſt verſteh'n, wenn ich dir ſage: ich wäre noch in den Jahren. Aber ich darf mich nicht mehr beweiben und muß einſam

bleiben, denn ich weiß nicht, ob ſie eine andere dulden möchte neben ſich. Und mir wird das oft ſchwer und ich weiß, das iſt ein hartes Los und man ſoll mit ſich allein abmachen, was einem zuſtößt, was einen freut und was einen bedrückt. Und ich bin gar nicht dazu. Aber das läßt ſich nicht mehr anders machen."

Es war Abend geworden. Er ſchien uns hell und glühend in die Stube und mahnte mich zum Aufbruch. Noch einmal klangen die Gläſer. Jenſeits der Donau hob ſich ein Gewitter. Er wies darauf hin. „Das iſt ſchiefergrau. Das geht. Und der Strom hat leiſe, hüpfende und rötliche Lichter. Kann man. Und," er deutete nach dem verbrannten Weinlaub, „da iſt viel Rot. Macht ſich gut. Und die Wolkenränder glühen die gelbe Sandbank an, daß ſie Leben bekommt, und der Wald ſteht ſchwarz und ſteif. Kann man packen. Nur das Licht in den Wolken, das da zuckt und gewittern will, geht nicht, noch nicht, und es macht doch eigentlich alles."

Wir ſchieden. Er ſamt ſeinem Spitz gaben mir noch das Geleit bis zum Bahnhof. Ich habe ihn ſeither nicht mehr geſehen. Eine Studie von ſeiner Hand erinnert mich unabläſſig ſeiner, und ſeinen Weg hab' ich ver-

folgt, der immer in der gleichen Richte, immer aufsteigend ging.

Ich fuhr heim, durch die herandrängende Nacht und heranströmendes Gewitter. Immer in Gedanken. An eine Kiste, die niemals geöffnet werden sollte und das barg, was ein tüchtiger und ernster Künstler für sein bestes Werk hielt.

An einen Landschafter, der meinte, er könne im Figuralen sein Bestes leisten, er habe es einmal bewiesen und durch ein starkes Erlebnis resigniert; der sich bewußt war, er male eine Seele, wo man ihn um Stimmung und Farbe pries.

War es eine Verwirrung der Begriffe? Oder nur eine neue, tiefere Erkenntnis? Wie eigen: „Und sie hieß auch Hanka. Ist das nicht merkwürdig," klang mir's in der Seele nach. Und verschmolz sich hier mannigfaches Erlebnis und eine ganze, große, gesegnete Landschaft, die an sich nichts sein sollte, nur Sinnbild und immer erneuertes Ausdrucksmittel für ein armes, schamhaftes Geschöpf, das einem einzigen zögernd, ungern aber ganz sich und seinen Reiz offenbart, ihn nun völlig erfüllte, ihn Dinge offenbarte, die noch niemand vor ihm so vermocht, aus ihm sprach und schuf

und die alſo ſehr dem Gott glich, der dieſen Künſtler geboren, und in ihm, ſeinen Werken, zuerſt ganz und gar jenen Eindruck fand, der ihm eignete: arm an allem, was blendet, aber menſchenfreundlich, ſie reichlich nährend und von ihnen geliebt und mit jener Innigkeit umfaßt, die den nimmer läßt, den ſie einmal beſeligen hat.

UNIV. OF MICHIGAN,

MAR 27 1918

Im gleichen Verlage erſchien von

J. J. David

Der Übergang

Roman

Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.50

Stimmen der Preſſe:

Von allen ſeinen Romanen halte ich ſeinen jüngſt erſchienenen „Der Übergang“ für den weitaus beſten. Nicht nur was die Kompoſition betrifft und den Vorwurf, ſondern gleicher Weiſe in bezug auf das Dichteriſche und das Handwerksmäßige. Das Intereſſe wird nicht zerſplittert, keinen Augenblick wird der Griff, mit dem der Dichter den Leſer feſthält, lockerer und die Nachwirkung dieſes Buches iſt von ungewöhnlicher Kraft. Ja, in dieſer Nachwirkung werden alle Geſtalten faſt noch lebendiger, als ſie es beim Leſen waren. Das möchte ich beſonders als das Kriterium eines

guten Buches bezeichnen. Wir verabſchieden uns nicht bei der letzten Zeile vom Verfaſſer, ſondern er geht noch eine Weile mit uns, in ſtummem und doch erregtem Gedankenaustauſch über ſein Buch, und es iſt uns faſt ein körperliches Leid, wenn der Begleiter von unſerer Seite verſchwindet.

Prager Tageblatt.

J. J. David iſt eine dichteriſche Individualität von männlich-herbem Charakter. Ein ſchwerblütiges Temperament, dabei eine große Kraft und Wucht ſind ihm eigen. Sein zweiter Wiener Roman liegt nun vor „Der Übergang". Frei und leicht bewegt ſich der Dichter auf dem Boden ſeiner Handlung, rüſtig ſchreitet er aus ohne Aufenthalt. Ein feſſelnder Roman mit bewegter Handlung von tadelloſer Kompoſition!

Wiener Journal.

J. J. David wird wohl der größte Stiliſt unter den gegenwärtigen Dichtern Öſterreichs ſein. Bei aller Klarheit und Solidität iſt hier eine Schreibweiſe, ſchmiegſam und biegſam genug, um die allerletzten Feinheiten künſtleriſch herauszubekommen. Obzwar Davids Buch durchaus nicht darauf angelegt iſt, als Menetekel zu wirken, alſo lediglich als Kunſtwerk zu nehmen ſein wird, iſt der Eindruck doch ein ſo erſchütternder, daß man unwillkürlich Fäden zwiſchen den Perſonen des Buches und der Wirklichkeit ſpinnt.

Tagesbote aus Mähren.

Im gleichen Verlage erſchien von

J. J. David

Am Wege ſterben

Roman

Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.50

Urteile der Preſſe:

Endlich einmal wieder ein Roman, den man leſen kann, ohne innezuhalten und ohne ſich nachher ſchämen zu müſſen. Es iſt ein Roman, an dem man nicht vorübergehen kann, ohne zu verweilen, ein Roman, den man zweimal und dreimal genießen muß. Der tiefgründige Wiener Poet hat in dieſem Bande ſein ganzes Können zuſammengefaßt und das iſt etwas. David iſt eine reiche und vornehme Dichternatur, etwas herb und manchmal abſonderlich, aber immer intereſſant, durch eine ſtarke, lebensvolle Individualität. Der Roman muß geleſen, muß gekauft werden.

Prager Tagblatt.

Die wertvollſte künſtleriſche Eigenart des Davidſchen Romans iſt ſein Lokalkolorit. David iſt ein feiner Meiſter der wahren Milieuſchilderung, er ſieht ſeine Menſchen immer ganz in ihrer Umgebung; man möchte ſagen: er ſieht ſie nicht bloß, ſondern riecht und ſchmeckt ſie auch, ſei es nun ein Straßenbild, ein Zimmer, ein Bureau oder das große Krankenhaus von Wien in der Alſervorſtadt. Er kann gar nicht anders, als in höchſt charakteriſtiſcher Weiſe von Zuſtänden oder Räumen ſprechen. Dabei iſt er äußerſt knapp im Ausdruck, ein Feind der Rhetorik bis zur Sprödigkeit und auch ein Feind jener Überladung der Schilderungen mit Einzelheiten, die Zolas Romane ſo ſchwerfällig machen. Aber David bleibt auch nicht im Milieu ſtecken, ſeine Geſtalten ſind nicht Symbole, nicht abſtrakte Typen, ſondern warme Individuen; zumal ſeine Mädchen und Frauen, für die uns David ohne Sentimentalität ſehr zu erwärmen verſteht.

Münchener Allgemeine Zeitung.

J. J. David iſt unter den literariſchen Geſtalten Jung-Wiens eine der erfreulichſten und charaktervollſten, die abſeits von den anderen eigne Pfade geht. Wir fühlen in jedem ſeiner Werke den Herzſchlag des Dichters, doch ohne daß dieſer ſeine Perſönlichkeit vordrängte.

Schleſiſche Zeitung.

Im gleichen Verlage erſchien von

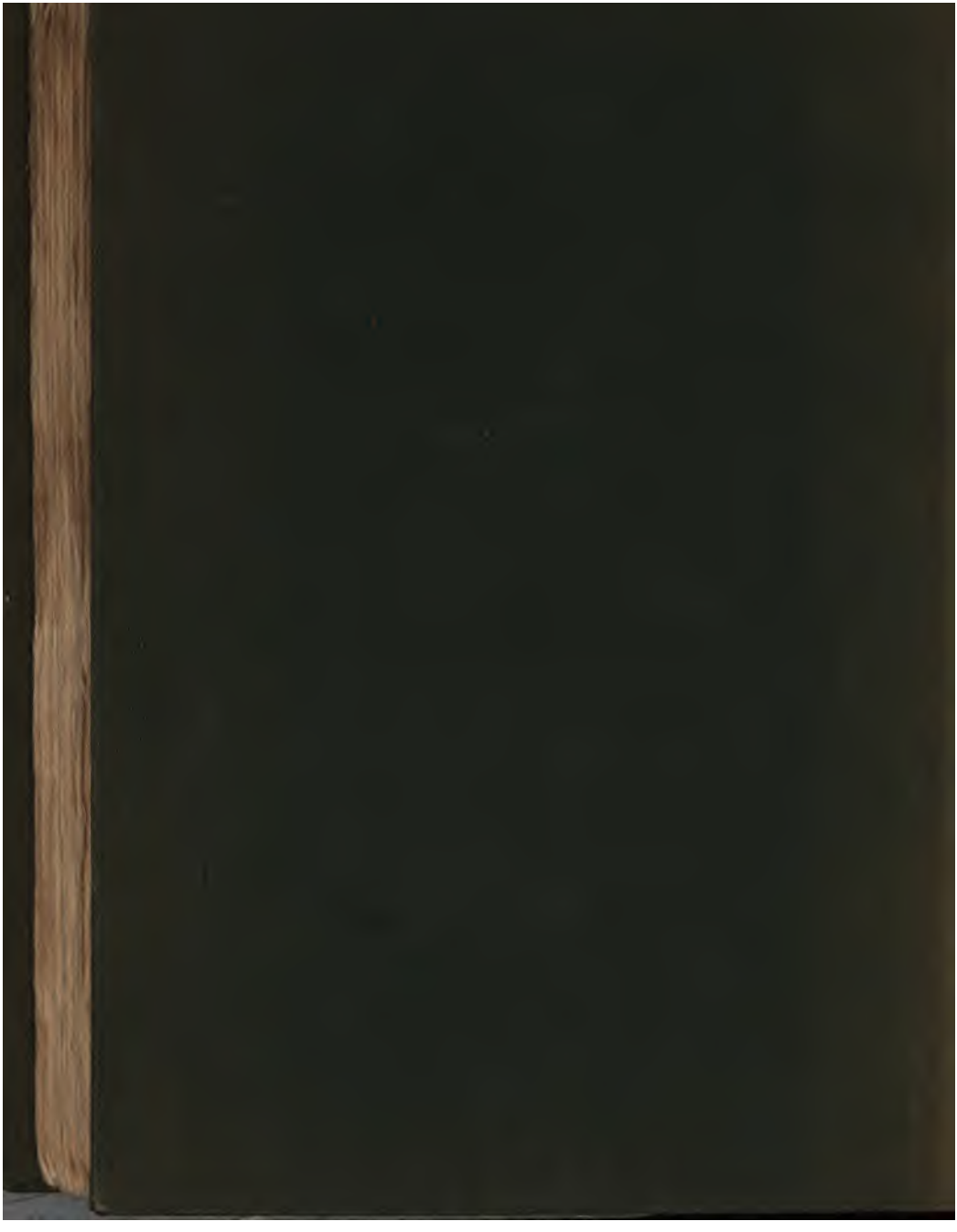
J. J. David

Troika

Erzählungen

Geheftet M. 2.50, elegant gebunden M. 4.—

Urteile der Preſſe:

Etwas Wuchtiges und Kraftvolles liegt in dem Können dieſes Dichters, wie ein kraftvoller Eichenſtamm ſteht er mitten im Blumengärtchen unſerer ſchönen Literatur. Ruhig und ſtill kommt er und mit einem ernſten Lächeln um den klugen Mund und erzählt, breit und ohne Eile, vom Leben und ſeinen Wundern: Rein und edel in der Form, voll herrlicher Landſchaftsſchilderungen und einer ſeltſamen Seelentiefe. Und dabei ſo ſchlicht, anſpruchslos und echt, das Beſte vielleicht in dieſem reichen Jahre. Prager Tagblatt.

Ein Buch von dem feinſinnigen Wiener Dichter bedeutet immer ein Feſtgeſchenk. Die drei Erzählungen, die er uns diesmal beſchert, ſind ganz dazu angetan, den Kreis ſeiner